

THEODOR JAKOBS: DER EWIGE TROMMELSCHLAG

THEODOR JAKOBS

Der ewige
Trommelschlag



Der Frontsoldat in der Heimat — dieses Thema ist in zahlreichen Heimkehrerromanen behandelt worden. Wenn nun Theodor Jakobs diesen Männern, die dem „ewigen Trommelschlag“ folgen, ein Denkmal setzt, so wählt er eine Gestalt, die anders ist als wir sie bisher kennen. Wilhelm Barthoff, der Held dieser Heimkehrer-Geschichte, hat den Trommelschlag des Feldheeres selbst noch nicht miterlebt; aber er hat ihn im Blut — vom Vater her, den der Weltkrieg forderte. Und er folgt seinem Blut, wenn er mit nach Oberschlesien zieht, um am Annaberg mitzukämpfen, wenn er in der heimischen Industriestadt zu jenen Arbeitern findet, die zu unseres Volkes besten Teilen gehören, und die ein neues Deutschland in revolutionärem Ansturm erzwingen wollen. Nach dem Zusammenbruch dieses ersten Versuches geht Wilhelm Barthoff aufs Land, baut sich dort unter größten Widerständen ein neues Leben und kämpft denselben Kampf der Bewegung noch einmal, nur unter veränderten Umständen. Jakobs gelingt es, diesen Kampf aus dem Einzelschicksal ins Überpersönliche zu heben und an jenem Mythos zu arbeiten, den das Volk mit allen seinen dichterischen Kräften einst aus der Geschichte dieser Zeit in alle Zukunft tragen wird.



HERAUSGEGEBEN: 1938
DIGITALISIERT: 2017

T h e o d o r J a k o b s

Der ewige Trommelschlag



Hanseatische Verlagsanstalt Hamburg

Die Sonne steht im hohen Mittag.

Auf der alten oberschlesischen Heerstraße fahren mit schwerer Kohlenlast die Kraftwagen der großen Werke. Schwarzer Staub wirbelt auf. Seine Wolken senken sich auf fahles Grün am Wege und niedriges Buschwerk. Wenn die Luft klarer werden will, lärmt wieder ein schweres Fahrzeug heran. Wieder wirbelt Staub auf. So bleibt es. Immerfort.

Eine Kolonne Soldaten marschiert auf der Straße. Es sind fünf- undzwanzig Mann. Diese Zahl steht auf dem Ausweis, den der Führer in seiner Kartentasche hat. Soldaten können es eigentlich nicht sein. Gewehre und Patronentaschen fehlen. Einige von ihnen tragen den alten preußischen Selltornister, andere einen Rucksack. Der Führer, den die Männer mit „Herr Leutnant“ ansprechen, trägt einen verblühenen Artillerie-Waffenrock mit Gardelitzen, sein Gefolge feldgraue Blusen, Röcke oder grüne Joppen. Aber es müssen trotzdem Soldaten sein. Ihr gleichmäßiges Schreiten ist, als schlage ein Tambour auf das Kalbfell, und die Haltung der Männer ist das wahrhaftige Bild ewigen Mustotentums.

Ein Lastwagen überholt die Marschierenden. Sie sind nicht früh genug ausgewichen. Der Fahrer schreit, sein Begleitmann wirft unter Schimpfworten ein Stück Kohle in die Kolonne. Die Leute achten nicht darauf. Das Weh und die Pein in ihrer Seele sind mit einem trohigen Stolz übermauert. Sie tragen eine andere Welt in ihrer Brust, denn hinter ihnen liegt irgendwo der Annaberg, der mit jeder Marschstunde weiter zurückbleibt. Nur die Rede des einarmigen Generals Höfer, ihres Führers dort, geht mit ihnen.

Es ist nun einmal so, wer an Festen teilnimmt, auf denen Stahl und Blut das Brautpaar sind, und wo am Hochzeitstag Gräber geschaufelt werden, der lebt höher im Leben, aber um so einsamer.

Aus dem letzten Glied der Truppe löst sich der Flügelmann. Es ist ein langer hagerer Mensch mit einem harten Gesicht. Er trägt blaugraue französische Widelgamaschen und an der Mühe ein blinkendes Edelweiß des einstigen Alpenkorps. Mit langen Schritten geht er nach vorn.

„Herr Leutnant, Barthoff kann nicht mehr.“

„Kann nicht mehr, Henningsen?“

„Nein, Herr Leutnant. Die Wunde ist aufgebrochen und eitert. Das Blut läuft in den Stiefel.“

Der Leutnant sieht sich um, kommandiert:

„Rechts heran, Abteilung halt!“

Als Barthoff in den Straßengraben sinkt, ist der Offizier bei ihm.

„Warum hast Du das nicht früher gemeldet, Barthoff?“

Der Mann nimmt den Kopf hoch und zwingt den Schmerz aus seinem knabenhaften Antlitz.

„Ich wollte nicht, daß Herr Leutnant mit der Abteilung den Zug nach Pommern versäumen sollte.“

„So!“

Umständlich zieht Barthoff die Hose herunter. Als der Offizier die Wunde am Oberschenkel sieht, sagt er nur:

„Schlimm genug.“

Dann hilft er Henningsen den neuen Verband anlegen.

Während der Ruhepause geht der Leutnant mit dem Unteroffizier Henningsen abseits von der Abteilung.

„Henningsen, der Junge tut mir leid. Ich muß weiter. Um 11.30 Uhr heute abend muß ich mit den Leuten auf der verabredeten Station sein. Barthoff will ins Vogtland, er kommt nicht mit mir. Sie wollen nach Hamburg. Darum bitte ich Sie, suchen Sie sich mit Barthoff in der nächsten Stadt ein Quartier, wo er sich erholen kann, und bleiben Sie bei ihm. Einige Tage nur. Einverstanden?“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

„Haben Sie noch genügend Geld?“

„Jawohl, Herr Leutnant!“

Der Leutnant gibt Barthoff Bescheid und läßt wieder antreten. Die Luft auf der Landstraße flimmert. Über der Kolonne liegt saurer Schweißgeruch. Henningsen trägt den Rucksack von Barthoff, ein anderer stützt ihn.

Die erste Gruppe singt:

„Und kommt der Feind ins Land hinein,
und sollt's der Teufel selber sein.
Es ruhen unsre Stützen nicht,
bis daß das Auge bricht.“

Die Mitte singt nicht durch. Bei der zweiten Strophe bleibt das Lied stecken. Es ist zu heiß.

Eine kleine Anhöhe wird überschritten und gibt den Blick frei. Hinter einem Birkenwäldchen ragen Fabrikschornsteine und ein Kirchturm empor.

Die beiden letzten der Marschierenden sehen sich an. Barthoff wischt sich die Augen. Er ist mit seinen achtzehn Jahren noch zu jung, um auf offener Straße von Kameraden, mit denen er sein größtes Erlebnis gehabt hat, Abschied zu nehmen.

Der Leutnant läßt vor dem Städtchen halten. Alle geben sie Henningsen und Barthoff noch die Hand, sprechen ein kleines Wort mit dem Mund, weil das größere in den Augen liegt, und marschieren dann weiter.

Barthoff sieht dem Trupp nach. Keiner sieht sich um. Barthoff nimmt den Rucksack hoch, schnallt ihn fest, aber seine Augen verfolgen nur den Trupp. Endlich, endlich dreht sich der kleine Willi, mit dem er in der letzten Nacht nebeneinander in der Scheune geschlafen hat, um und winkt. Beide winken. Henningsen steht stur und steif da — und winkt dann auch.

„Wilhelm, komm! Kannst Du noch?“

„Jawohl, Henningsen.“

Beide gehen schweigend in die Stadt. Jetzt sind sie nur zwei einfache Menschen, weiter nichts. Sie dürfen nicht sagen, daß sie vom Annaberg kommen. Man ist zwar in Deutschland, muß aber trotzdem schweigen, und das ist das größte Elend, der tiefste Jammer, daß man den Mund halten muß. Daran

denken beide in diesem Augenblick und Henningsen sagt mit engen Lippen:

„Lächerlich!“

Vor einem Gasthaus bleiben sie stehen. Es heißt jetzt „Reichskanzler“. Früher stand noch „Alt“ voran, doch das hatte der Wirt 1918 übergepinselt. Die Farbe hatte aber nicht gedeckt. Henningsen sieht es mit seinen scharfen, grauen Augen.

„Wollen weiter gehen, Wilhelm. Der Wirt hat das Hemd gewechselt. Der Mann ist nicht echt.“

Etwas später sind sie in einer kleinen Wirtschaft untergekommen. Im ausgebauten Dachgeschoß wird ihnen ein kleines Zimmer angewiesen. Als die rundliche Wirtsfrau die Tür zusinkt, fällt Barthhoff schon ins Bett. Henningsen besorgt aus der einzigen Apotheke des Ortes Verbandstoff, wäscht die Wunde aus, und dann schläft der Junge. Henningsen geht nach unten in die Gaststube, verdrückt einen kriegsstarren Schlag Bratkartoffeln, trinkt Bier und liest Zeitungen. Fuhrleute und Einwohner, die im Stehen Schnaps und Bier trinken, mustern ihn, und mancher fragt nach dem Woher und Wohin. Als ein gar zu neugieriger Handwerker fragt:

„Kommen Sie vom Annaberg?“ da sagt Henningsen endlich:

„Jawohl, ich komme vom Annaberg, Du neugieriger — —“

Ein mißbilligender Blick des Wirtes trifft Henningsen. Er schweigt. Der Frager wird rot, will grob werden, doch der Soldat hat so etwas in die Augen bekommen, daß er still bleibt.

Zur Abendzeit kommt ein Herr in das Gastzimmer. Der Herr ist hager, trägt einen schwarzen Anzug mit runden Hosenbeinen und auf der Nase sitzt ein Kneifer an einer schwarzen Schnur. Mit langsamen, zögernden Schritten, die einem wandelnden Fragezeichen gleichen, nähert er sich Henningsen.

„Verzeihen Sie, Neumeyer, Oberlehrer Neumeyer.“

„Bitte“, sagt Henningsen und bietet dem Herrn einen Stuhl an.

„Verzeihen Sie“, sagt der Oberlehrer Neumeyer, „Sie kommen vom Annaberg. Mein Sohn ist auch dort, er ist schon acht Wochen fort, hat uns bei Nacht und Nebel verlassen. Meine Frau meint, er könnte totgeschossen sein.“

„Totgeschossen?“, fragt Henningsen, „dazu gehören immer zwei. So einfach geht das nicht. Warum hat er Sie denn nachts verlassen?“

„Wir wollten es nicht, daß er mitging.“

„Auf so einen Sohn können Sie stolz sein!“

„hm!“ macht der Alte, „aber sagen Sie einmal, haben Sie nie den Namen Karl Neumeyer in der Kompanie gehört? Wir haben solche Angst um ihn.“

„Nein, Herr Neumeyer. Außerdem waren wir viele Kompanien. Der gesamte Oberlandbund ist jetzt aufgelöst. Kompanien existieren nicht mehr. Eigentlich müßte Ihr Sohn in den nächsten Tagen kommen.“

„Was heißt eigentlich?“

„Na, es werden überall noch zuverlässige Leute gesucht. Vielleicht hat er sich einem Kommando angeschlossen.“

„Das wäre ja furchtbar. Meine arme Frau. Alles hat sie für seinen Empfang vorbereitet.“

Henningsens Gedanken gehen plötzlich einen ganz anderen Weg.

„Herr Neumeyer, würden Sie eine Bitte von mir annehmen?“

„Aber gern.“

„Oben liegt ein junger Kamerad von mir. Er heißt Wilhelm Barthoff, ist Maschinenvolontär. Der Junge braucht acht Tage mütterliche Pflege. Sein Vater liegt irgendwo auf einem Westfrontfriedhof. Seiner Mutter blieb vor Gram das Herz stehen. Nehmen Sie ihn in Ihre Obhut, bitte!“

Ein Schweigen liegt über dem Tisch. Henningsen sieht den Oberlehrer an, der aus Verlegenheit zum erstenmal von dem schal gewordenen Bier trinkt, das schon lange vor ihm steht. Dabei rutscht der Kneifer von der Nase, die nun scharf und spitz zwischen den unsicheren Augen hervorsteht.

Henningsens Antlitz ist weich, und bittend fährt er fort:

„Wenn Sie es tun, tragen Sie nur eine kleine Schuld ab.“

Der Kneifer sitzt wieder auf der Nase. Der Mann ist kein bittender Fragesteller mehr und legt nur noch geringen Wert auf den selbstaugen Mann. Trotzdem kann er Henningsen nicht gerade ansehen.

„Ich habe persönlich keine Schuld abzutragen. Wie können Sie es mir zumuten, als Beamter dieses Staates einen solchen

Menschen zu beherbergen, das könnte mich meine Stellung kosten.“

„Und Ihr Sohn?“ wirft Henningsen dazwischen.

„Ist ein anderer Mensch. — Im übrigen bitte ich Sie, die Störung zu entschuldigen.“

Henningsen übersieht die dargebotene Hand und sagt: „Schon gut — lassen wir das.“

Sein Blut kocht; er möchte irgend etwas tun, seine Korporalschaft, die er nicht mehr hat, regelrecht anschmauzen, oder aber das Bierglas an die Wand werfen, daß die Splitter spritzen. Doch dann flötet er leise zwischen den Zähnen ein Spottlied, wirft die Zeitung in die Sensternische, steht auf und geht nach oben.

Auf der halbdunklen Treppe steht eine junge Magd. Sie hat ein Glas Milch in der Hand.

„Für Ihren Kameraden, wenn er über Nacht Durst bekommen sollte.“

„Büßt 'ne gode Deern, hartlichen Dank.“

„Wie meinen Sie?“

Henningsen fällt ein, daß das schlesische Mädchen sein Plattdeutsch nicht versteht.

„Ich freu mich, daß Sie so lieb und anständig zu uns sind.“

Das Mädchen lacht verlegen, streicht mit der Hand über die grobleinene Schürze und läuft in die Küche.

Als Henningsen die kleine Stube betritt, ist sie von Mondlicht überrieselt. Er macht kein Licht, legt sich in das offene Fenster, und die herbe Nachtluft kühlt sein Gemüt. Der Duft alter Bauernrosen kommt aus dem Garten. Irgendwo zirpt eine Grille und von weither kommt das „Morax, Morax“ verliebter Grösche. Um die Obstbäume huschen schwarze Schatten, Fledermäuse. Schön ist die Nacht und sie lindert die wunde Seele des einsamen Mannes am Fenster. Aus einer Hede kommt ein Mädchenlachen. Es beendet den Traum. Leise schließt sich das Fenster.

Henningsen zündet ein Streichholz an, will sich noch einmal um seinen Kameraden kümmern und sieht in hellwache Augen.

Beide schauen sich schweigend an.

Dann fragt Barthoff unvermittelt:

„Sag, Henningsen, warum willst Du nun nach Chile?“

„Erst will ich nach Hamburg.“

„Du weichst mir aus. Ich bin Dir wohl noch zu jung, um alles von Dir wissen zu dürfen?“

„Ja, das bist Du. Außerdem will ich, daß Du gesund werden sollst. Aufregung schadet nur.“

„Ich bin bald wieder gesund. Mir geht es sehr gut.“

„Du fragst, warum ich nach Chile will? Nun, ich mag hier nicht mehr sein. Mein Leben war zu bunt. Von 1914 an war ich immer an der Front. Die einzige Erholung bestand in Heimaturlaub oder Lazarettaufenthalt wegen Verwundungen, aus mehr aber auch nicht. Als unser Regiment 1918 nach Hause kam, damals im November, gab man uns Schmährufe statt Blumen, ja man spie uns an. Unser Ton war grob geworden, wir konnten viel vertragen, das aber nicht, daß die Frauen uns ihren Leib für ein Kommißbrot anboten und in den Kneipen die Soldatenräte und Munitionsarbeiter Sekt tranken, pfui Teufel! Einige Wochen später wurde Bremen gestürmt, stelle Dir vor Barkhoff, deutsche Soldaten stürmen eine deutsche Stadt. Verstehst Du das?“

„Man kann ja und nein antworten“, kam es vom Bett.

„Etwas später sausten uns Pistolentugeln und Maschinengewehrgarben im Berliner Zeitungsviertel um die Ohren. Vierundzwanzig Stunden vor dem Angriff wurde mein jüngerer Bruder meinem Zuge zugeteilt. Wir stürmten ein Treppenhaus. Die Spartakisten flüchteten auf den Hausboden. Plötzlich erhebt sich hinter einem Zeitungsballen ein Mensch mit einem Tigergesicht, schießt auf meinen Bruder. Tot. Ich tobe hinter dem Mann her, stelle ihn in einem zerwühlten Kontorraum. Er schießt, durchlöchert meinen rechten Rockärmel, dann erledige ich ihn mit einem Pistolenschuß. Die Kugel saß zwischen den Augen. Später gab mir einer von unseren Sanitätern die Papiere. Der Erschossene war Vizefeldwebel eines Garderegiments im Felde gewesen, vier Jahre Frontdienst und hatte das Eiserne Kreuz I. Klasse.“

„Das ist ja furchtbar, Henningsen.“

„Ja, Barkhoff, ist es auch. Ein eigenartiges Metermaß gehört dazu, um diesen Dingen das richtige Maß abzugewinnen.“

„Wie kam es nun weiter?“

„Als ich zu Hause ankam, meinte mein Stiefvater, der inzwischen roter Abgeordneter im Stadtparlament geworden war, er hätte mit mir nichts mehr gemein, ich könnte nur seine Laufbahn stören. Meine Mutter hat geweint, aber ändern konnte sie nichts an meinem Schicksal. Ich bin weitergezogen, habe mal Stellung gehabt, mal gehungert, mal vagabundiert, dann Kapp=Putsch, hinterher Oberschlesien.“

Barthoff hat sich im Bett halb aufgerichtet und sieht den Erzähler im Mondlicht sitzen. Der Kopf ist vornüber gebeugt und in beide Hände gestützt. Übergroß steht der Schatten an der hell getünchten Wand.

„Du, Kamerad Henningsen?“

„Ja.“

„Bist Du nun diesem Volk nicht böse?“

„Nein, Barthoff.“

„In Chile hast Du aber kein Deutschland.“

„Doch, überall dort, wo in einer Bambushütte oder auf einer Sarm ein deutsches Lied gesungen, ein deutsches Buch gelesen wird, dort ist überall Deutschland. — So mein Junge, nun schlaf man, Du bist noch nicht richtig wach, noch nicht hart genug. Deine Verwundung ist der ritterliche Schuß eines polnischen Insurgenten. Erst wenn auf Deinem Schädel die Spartakisten das erste Bierglas zerschlagen, wirst Du munter werden, und wenn Du wieder schlägst, dann denke an mich, dann sitzt Dein Hieb doppelt gut. — Übrigens will ich nach Santiago. Dort hat mein Kompanieführer schon Arbeit für mich, ein schneidiger Kerl war das.“

Henningsen steigt in sein Bett. Der Strohsack ist gut aufgeschüttelt, und das Oberbett ist nicht zu dick.

„Ob es wohl noch einmal wieder schön und groß wird, unser Volk?“ fragt der Junge.

„Ja, Barthoff. Im November 1918, als alle Armeen über den Rhein waren und nur die vielen Kreuze zurückließen, kam als Letzter ein nibelungenhafter, gewaltiger Krieger von der Westfront. Seine Uniform soll aus Flanderns Lehm und Champagnerdeischlamm bestanden haben. Seine Brust soll eine blutende

Heimwehwunde gewesen sein, doch in den Händen trug er das große Erbe der Kommenden. Das Lied von Langemarck und den Sahneneid des letzten toten Frontsoldaten. Da haben sich alle Schlegel gerührt und alle Trommeln, auch die ganz alten von Sehrbellin haben gewirbelt."

"Woher weißt Du das?"

"Das erzählen wir Frontsoldaten unter uns. Einer brachte es von der Eifel mit. — Doch nun schlafe."

Henningesen hört Glockenschläge. Es muß Mitternacht sein.

Im andern Bett sinnt jemand lange über diese Dinge nach, zerknüllt das Kopfkissen und sucht immer nach einem kühlen Platz für seinen heißen Kopf. „Nibelungenhafter, gewaltiger Krieger — blutende Heimwehwunde — einer brachte es von der Eifel mit.“ Das mußte wohl der Trommelschlag der Geschlechter sein, der immer Klang und jene immer zum Sterben marschieren ließ, auf daß die Mütter freie Kinder gebären konnten. Wenn diese Trommeln schlugen, grüntem die Eichen, die Ebereschen trugen rote Dolden, und kein Stahl hatte braunen Rost.

Der Schläfer war auch ein Trommler und wußte es nicht, denn wie konnte er sonst dieser Erzählung glauben? Auch die andern in der Kompanie waren nicht anders gewesen, diese Frontsoldaten, diese eigenartigen Menschen. Wenn sie vom Krieg erzählen sollten, singen sie mit Geschichten von Dörrgemüse an, oder wie sie den Etappensoldaten Weißbrot gestohlen hatten und endeten lächelnd mit Läusen. Vielleicht sprachen sie noch ein Wort von einem Frühling hinter der Front. Vom anderen Krieg schwiegen sie.

Draußen ist der Mond seinen Weg weitergegangen, und sein Strahl trifft das Edelweiß der auf dem Tisch liegenden Mütze, daß es wie Silber gleißt.

Zwischen Nacht und Morgen wacht Henningesen auf. Es ist jene Stunde, in der einst im Trichterfeld viele nachtmüde Augen wachhell wurden, weil die Angriffe von drüben kamen. Viele Monde sind seitdem vergangen, doch Henningesen wird noch immer wach. „Nichts Neues auf Posten“, wollen seine Lippen murmeln. Da steht er, daß der Junge bloßliegt, steht leise auf, deckt ihn zu und legt sich wieder schlafen.

In den Straßen hallen die vielen Schritte der Arbeiter. Fabrikpfeifen zerbrechen die Ruhe. Der neue Tag tut seinen ersten Atemzug.

In der Dachstube trinken die zwei ihren Kaffee. Barthoff glaubt gesund zu sein und will aufstehen, doch der Ältere hindert ihn daran.

„Wenn ich also liegenbleiben muß, dann bitte ich darum, daß Du mir etwas erzählst —, vom Krieg.“

„Nein“, erwidert der andere.

„So gib mir doch Antwort darauf: Warum waren 1918 so viele Soldaten ‚rot‘?“

„Sie sahen den Staub auf dem Rodtragen ihres Vordermannes, und nicht die Fahne.“

„Fahne? Ihr habt doch gar keine Fahne mehr im Stellungskrieg gehabt.“

„Dummkopf. Ich meine damit den Alltag, und das andere — das ist das Große.“

„So ist das zu verstehen. Aber Du hast doch auch in den letzten Wochen über manches Kleinliche geschimpft.“

Henningesen muß jetzt lachen.

„Das war kein Schimpfen, sondern Medern, und Medern ist der seelische Stuhlgang des Soldaten.“

„Ist nicht jede Einrichtung auf der Welt zum Bemedern da?“

„So solltest Du nicht reden, Barthoff. Die Welt steht über diesen Dingen.“

Henningesen rußt vom Stuhl hoch. Sein ledernes Gesicht ist leicht gerötet.

„Nun hört das Reden auf. Ich gehe in die Stadt und besorge uns Zeitungen und Bücher.“

„Sei bitte nicht traurig, Henningesen. Ich verstand Dich nicht.“

„Schon gut. Ich sah jahrelang nachts nur in die Sterne, weiter hatte ich nichts“, spricht der Mann und greift nach seiner Mütze.

Die Kammertür fällt ins Schloß.

Zwei Stunden bleibt Henningesen fort, und während dieser Zeit starrt der Zurückgebliebene nur nach dem Türdrücker.

Mit guten Watteraugen und stillen Bewegungen, als habe Henningesen sieben Kinder zu versorgen, stellt er Barthoff das Mittag-

essen ans Bett, setzt sich an den Tisch und ißt sich selbst auch die Stelle zurecht, wo sonst das Koppel saß. Dann lesen beide. Abends steht Barthoff auf. Er hat keine Schmerzen mehr.

Am andern Tag essen sie in der kleinen Gaststube. Die Magd, von der Henningsen die Milch erhielt, bedient. An einem Tisch am Fenster sitzt ein dunkelblonder Fabrikarbeiter, dessen braune Augen mehr nach dem Mädchen wie auf den Teller sehen. Jetzt bringt sie ihm ein Glas Bier, es ist bis über den geeichten Strich gefüllt. Das Mädchen lacht ihn an. Er lacht auch.

„Die haben sich gern“, meint Barthoff.

„Das glaube ich auch. Nur dürfen nicht vier Jahre Krieg dazwischen kommen, dann ist's mit dem Gernhaben vorbei.“

„Bei diesen beiden auch?“

„Jawohl!“

„Du bist hart.“

„Nein, nur wahr. — Mein Mädchen hat auch nicht gewartet. Sie wollte kein Warten, sie wollte einen Mann. Jetzt ist sie stark und rund geworden, hat drei Kinder und ein geruhssames Leben. Und dies ist auch alles richtig so, denn ich kann einer Frau nichts bieten, und bin voller Unruhe.“

„Dann suche doch die Ruhe.“

Über Henningsens Gesicht geht ein Lächeln. Es ist wie Spott und dennoch wehmütig. Die Mundwinkel ziehen sich eng nach unten zusammen.

„Ich, Ruhe suchen? Einst habe ich mir mein Leben auch schöner gedacht. Aber wenn ein ganzes Volk in Unruhe ist, kann ich nicht still werden. Es ist besser vom inneren Feuer verbrannt zu werden, als wie ein hohler Baum vor Stumpfheit und trägem Denken zu verfaulen. Und wenn ich anders wäre, würden mich die toten Kameraden mit ihren eigenen Knochen werfen. Darum muß ich auf diesem Wege bleiben.“

Wieder steht ein Schweigen zwischen beiden. Der Jüngere sieht ratlos auf den leeren Teller und spielt mit der Gabel.

„Sag, Wilhelm, wollen wir nicht morgen abhauen?“

„Ich mach mit. Es wird sowieso Zeit, daß ich wieder in Arbeit komme.“

„Arbeit, sagst Du? Arbeit hat nur das revolutionäre Proletariat. Die anderen machen Klimmzüge am Brotkasten.“

„Ich lerne ja noch.“

„Wenn auch. Sage nicht, daß Du Oberschlesien mitgemacht hast.“

„Soll ich lügen?“

„Nein.“

„Du bist aber ein komischer Kerl.“

Henningsen überhört das Wort und fragt unvermittelt nach Barthoffs künftiger Bleibe.

„Früher wohnte ich bei meiner Schwester. Durch ihre Heirat bin ich ins Industriegebiet gekommen. Ihr Mann ist in einem Werk zweiter Direktor. Er mißt und berechnet nicht nur Gußstücke mit dem Rechenschieber, sondern auch menschliche Gefühle. Meine Schwester war auch nicht mehr anders. Sie hatte jeden Tag Fünf-Uhr-Tee und wollte eine moderne Dame sein. Wenn ihr Mann verreiste, brachte er nur Parfüm und seidene Leibwäsche mit. Dieser Zustand wurde mir über. Da habe ich zu meiner Schwester gesagt, wenn sie schon eine dumme Gans wäre, solle sie sich zumindest ein paar Gössel anschaffen, vielleicht würde sie dadurch noch eine kluge Mutter. Nach dieser Unterredung bekam meine Schwester Migräne, mein Schwager tochte, und ich wurde auf die Straße gesetzt. Zwei Kisten mit Büchern, Feldpostbriefen und ähnlichen Sachen nahm ich als einziges Erbe meiner Eltern mit. Über mein Geld darf ich erst verfügen, wenn ich 21 Jahre alt bin, und mein Vormund ist ein so saurer Kerl, als ob er nur von Rollmops lebt.“

Henningsen lacht still vor sich hin. Er freut sich, wie der Junge frisch erzählt und rote Wangen bekommt.

„Nun wohne ich bei einer guten, alten Dame. Sie wird auf mich warten wie eine Mutter.“

„Das ist viel wert, so eine Wirtin. Meine Mutter war schön, als ich mich hinter ihrem Kleiderrock verstecken konnte, oder wenn sie abends bei mir auf dem Bettrand saß und ihre harte Hand über mein Gesicht strich. Im August 1914 war sie wohl am schönsten. ‚Kumm wedder, mien Jung!‘ sagte sie nur. Und jetzt ist alles vorbei. Diese verfluchte Zeit!“

In die Gaststube kommen Arbeiter. Sie bestellen Schnaps und Bier. In den Musikapparat wird ein Geldstück geworfen. Henningsens Worte werden von dem Lärm übertönt. Beide gehen in ihre Kammer. „Eine kleine Freundin braucht ein jeder Mann“ spöttelt die Musik hinter ihnen drein.

Am Abend bringt Henningsen Briefe zur Post. Als er zurückkommt, zieht er zerfnüllte, rote Versammlungsaufrufe, die er von Bäumen und Hausmauern gerissen hat, aus seinen Taschen. Der nasse Kleister klebt ihm an den Händen. Er grient und singt: „Schon wieder eine Seele vom Bolschewit gerettet.“

Barthoff kramt im Tornister. Ein schwarzes Wachsstockheft kommt zum Vorschein.

„Schreibe mir ein gutes Wort hinein. Morgen sind wir nicht mehr zusammen.“

„Ich bin nicht für die ‚Poesiealben‘. Man soll überhaupt nicht so viel schreiben und reden. Na — aber gib mal her.“

In sturen, harten Buchstaben schreibt Henningsen auf eine freie Seite, schlägt das Heft zu und gibt es zurück.

„Das Wort ist nicht von mir, es ist von meinem Leutnant.“

Der Junge mag nicht gleich nachsehen. Doch als Henningsen schon schläft, flammt ein Streichholz auf, und zwei neugierige Augen lesen:

„Glaub’ an den preußischen Kommiß, auch wenn der letzte Stern vom Himmel fällt.“

Die Achsen des Zuges singen. Barthoff hat die Augen geschlossen, denn so kann er Henningsen immer noch sehen. Der sitzt aber schon in einem anderen Zuge und fährt dorthin, wo die Menschen einsamer und stiller wohnen, wo Kornfelder sich wellen, die Rübenfelder ausgerichtet stehen, und weite Kartoffeläcker prangen. Dort ist auch Barthoffs Heimat. Wenn er die Augen öffnet, sitzen ihm Arbeiter und Geschäftsreisende gegenüber, die von Geld und unbehaglichen Dingen reden und nichts Schönes an sich haben. Darum schließt Barthoff immer wieder die Augen und bleibt unbelästigt.

Am Abend hat Barthoff das Ziel seiner Reise erreicht.

Langsam schreitet er über das Pflaster, geht über den Brunnenmarkt, hört das Wasser plätschern, verweilt einen Augenblick,

biegt in die Chemnitzer Allee ein und sieht sein Haus. Die Gaslaterne davor brennt hell wie immer — wie ein Wächter. Die Gliederbüsche im Vorgarten haben ausgeblüht und große Blätter bekommen. Der Laternenschein fällt auf ein großes Beet mit gelben Stiefmütterchen, auf Rosen, die weiß und rot leuchten. Etwas unbeholfen steigt Barthoff die Treppen hinauf und klingelt im dritten Stock. Seine Wirtin, die Frau Jühnte, öffnet. Sie schlägt die Hände über dem Kopf zusammen und weint vor Freude, trocknet sich mit dem Schürzenzipfel ihr feuchtes Gesicht, weint wieder und stellt in einer Minute zehn Fragen an ihren möblierten Herrn. Sie merkt kaum, daß Barthoff nur farg mit ja oder nein antwortet. Erst als vom Küchenherd ein brenzlicher Geruch kommt, wird sie abgelenkt. Die Schwere löst sich von Barthoff, als er in seine Stube tritt und vor dem Bild seiner Eltern steht. Er sagt etwas, doch die Lippen geben es nicht preis.

Am nächsten Morgen geht Barthoff in die Fabrik. Der Pförtner hat keine Kontrollkarte für ihn. Mit einem Schein muß er zum Personalchef. Der Mann hat einen Holzarm und trägt ein zweifarbenes Band im Knopfloch.

„Wo waren Sie in diesen sechs Wochen? Ich muß es zu den Personalakten haben.“

„In Oberschlesien.“

Der Mann blidt Barthoff an und winkt mit den Augen. Zwei Schreiber stoßen sich an und lachen hämißch.

„Sie waren doch krank. Bei welchem Arzt waren Sie in Behandlung?“

„Ich war nicht krank. Ich war in Oberschlesien.“

Noch lauter wie zuvor wird die Antwort gegeben. Der Personalchef läßt das Formular ausfüllen. Barthoff bekommt ein Spind, Werkzeug und seinen Platz an einer automatischen Drehbank in der Montagehalle II angewiesen. Langsam geht er den Weg dorthin. Doch schneller geht das gesprochene Wort. Um die Mittagszeit kommt aus einer Ecke der Halle durch das Gewirr der Treibriemen ein Schraubenschlüssel geflogen. Klatßhend schlägt er gegen den Support der Drehbank. Barthoff sieht sich nicht um, regt sich auch nicht auf. Er nimmt den Schlüssel und

legt ihn in die Fensterbank. Später kommt der zweite Direktor zu ihm.

„Hast ja wieder einen schönen Blödsinn verzapft, Schwager — Deine Schwester ladet dich heute abend zum Essen ein.“

„Danke, ist nicht nötig.“

„Du willst nicht?“

„Nein, an Eurer Tafel werde ich Eurem Bekanntenkreis nur als Sensation herumgereicht, und das möchte ich nicht gern. Außerdem kann ich mir mein Essen allein kaufen.“

„Also immer noch derselbe Dickkopf.“

„Ja wohl.“

Der Direktor bezwingt seinen aufsteigenden Unwillen und geht lächelnd aus der Halle.

Barthoff sieht auf den Drehstuhl, der aus einer Stange einzöllige Stehbolzen schneidet, mißt mit der Schieblehre die Gewindestärke und sorgt dafür, daß der Stahl genügend Seifenwasser zum Kühlen erhält.

Beim Mittagessen in der Kantine sitzt sein Meister neben ihm.

„Barthoff, Du hättest Deinen Mund beim Personalchef halten sollen.“

„Ich kann nicht lügen, Meister.“

„Das ist Unsinn, in dieser Zeit muß der Mensch vieles tun, was er sonst nicht kann.“

Die Sirene heult, die Arbeit beginnt wieder. Stehbolzen neben Stehbolzen liegt in der Kiste bei der Drehbank. Die vielen Stahlspäne sind wie ein silbernes Gespinnst auf dem schwarzen Hallenboden. Es werden immer mehr Späne. Der harte Stahl dreht Gewindegang neben Gewindegang und gibt dem vollen Material die Form. So ist auch die Welt, so geht es auf ihr zu. Die runde Stange, das volle Material ist der Mensch. Der Drehstuhl ist das Leben, es formt das Menschliche zum Wertvollen.

Barthoffs Welt ist klein geworden. Hin und wieder hebt er das Bein, weil es leicht müde wird. Die Verwundung. Sonst stört ihn nichts.

Wieder heult die Sirene. Feierabend. An die Tür von Barthoffs Spind ist mit Kreide ein schmutziges Wort geschrieben. Mit Puzwolle wischt er es fort.

Am Sabrittor warten viele Frauen und Kinder. Es ist heute Zahntag. Einige warten, damit der Mann mit der Lohntüte nicht gleich in die Schankwirtschaft geht, andere, weil zu Hause keine einzige Krume mehr im Brotkasten ist. Kinder fassen ihre Väter an die grobe, rissige Hand und wissen, daß es heute eine Tüte Bonbons und zum Abendbrot Wurst gibt. Andere ahnen schon den Streit zwischen den Eltern wegen Aufteilung des Geldes und gehen verschüchtert mit einer frühen Traurigkeit in den Augen schweigend einher. Ein Mann rechnet aus, wieviel Stiefelsohlen er für seine Kinder kaufen muß, wieviel Schulden beim Krämer zu bezahlen sind. Er möchte auch den Wunsch seiner Frau, eine warme Jacke, erfüllen. Noch einer geht aus dem Tor. Er hat sieben Kinder zu Hause. Seine Frau geht auf Waschen, und doch reicht das Geld nicht.

Die Freude bei den Männern ist meistens nicht groß. Sie hängt zu sehr von der Lohntüte ab wie der Gradmesser von der Sonne. Woche für Woche ist Lohntag, und dies wird so lange währen, bis die Arbeiter Schrott sind, ja noch weniger, denn Schrott geht noch einmal durch den Hochofen und ist von Nutzen.

Bei jedem Manne knistert die durchsichtige Lohntüte in der Tasche und ihr Inhalt bestimmt die nächsten sieben Tage. Am Feiertag gibt es Fleisch und dazu eine weiße Decke auf den Tisch. Am Alltag genügt für die Pellkartoffeln Wachstuch. So ist nun einmal das Leben. Mann und Frau müssen wie Aderpferde in den Sielen gehen ohne die Peitsche des Knechtes zu hören.

Und doch folgten auch die Arbeiter im August 1914 mit derselben Pünktlichkeit, wie sie ihre Arbeit beginnen, dem Mobilmachungsbefehl, ließen Weib und Kinder zurück und starben schweigend, weil ihnen das laute Wort nicht lag.

Künstler malen die rote Blut der Hochofen, doch um das Feuer in der Brust des Arbeiters kümmert sich keiner.

Barthoff lockt als letzter seine Karte an der Kontrolluhr. Der Pförtner schließt die beiden großen Tore. Wie ein riesiges aufgeschlagenes Notenheft sind sie anzuschauen und die schmalen, senkrechten Eisenstäbe, die unten und oben an verschörfelten Enden runde Rosetten tragen und auf waagerechten Querstäben auf-

genietet sind, sehen einem Liede ähnlich, dessen Worte und Noten echt sind.

Die Arbeit hat Barthoff wieder in den Gleichschritt des Tages gebracht. Nur die Abende sind eintönig. Er liest Bücher vom Krieg. In jedem Buch stößt er auf Soldaten, die wie Henningesen ausgesehen haben müssen. Einsamkeit kommt über ihn, und er beginnt darüber zu grübeln, daß diese Soldaten nicht alle gefallen sein können. Aber warum schweigen sie, die heute der Welt und in der Welt soviel sagen könnten? Häufig bis in die späten Nachtstunden verfolgen ihn diese Gedanken, und morgens läßt er das Wortgeplätscher der Frau Jühnke über sich ergehen, weil sie ihn mehrere Male wecken mußte.

Im Werk ist die Arbeit an der Drehbank beendet. Barthoff ist dem Motorenprüfstand Nummer sieben überwiesen und leistet dem Obermonteur Handreichungen. Dieser ist klein und gedrungen von Gestalt. Hat auf den Handflächen und Unterarmen Tätowierungen, und wenn er sich das graue Flanellhemd auf der Brust zurüchlegt, blickt aus dem dreieckigen Ausschnitt eine tätowierte Dame heraus, die mit dem einen Bein auf einer Kugel steht, mit dem anderen Tangel-Tangel macht. Der Mann spricht sehr selten. Die anderen Monteure erzählen, Erich Weigel hätte zwei Jahre auf einem Unterseeboot gefahren und einen Sonnenstich bekommen. Barthoff wird von ihm wie ein überflüssiger Gegenstand behandelt, und es vergeht eine lange Zeit, bis beide eingearbeitet sind. Dann kennt der Jüngere die Arbeitsweise. Reicht den Steckschlüssel, den Tourenzähler, die Blattlehre oder was sonst gebraucht wird. An dem Tage aber, an dem ein Motor die ersten Atemzüge durch die Sauerstoffflaschen einsaugt und wieder von sich gibt, an dem dann später der Bremspropeller im Schutzgitter die Luft peitscht und das Gasgemisch reguliert wird, ist der Motor für Weigel ein Lebewesen. Kein Nebengeräusch ist zu hören, kein Ventilstößel klopft. Ruhig, bei gleichmäßiger Umdrehungszahl singt die Maschine vom Morgen bis zum Abend ihr Lied, und Weigel ist ihr Vater. Einmal scheint es Barthoff, als summe der Mann mit, doch er muß sich getäuscht haben, denn als der leitende Ingenieur an den Stand tritt, um die technischen Daten des Motors festzustellen, gibt Weigel kaum eine Antwort.

Die Arbeit am Prüfstand währt Wochen. Endlich stehen zweihundert Motoren ausgerichtet zur Abnahme bereit. Sie sind an starken Holzlatten mit Schrauben verbolzt. Die grauen Stahlgußkörper sind schwarz lackiert, weiß leuchten die Gestänge und gelb die Ölrohre mit ihren sechskantigen Überwurfmutter und Flanschbuchsen. Kein Splint, kein Spannring fehlt. Die Blicke der Werkarbeiter hellen sich bei dieser Parade auf.

Am nächsten Morgen füllt sich das Direktionsgebäude mit Herren, die mit den Werkdirektoren englisch und französisch sprechen. Die Direktoren tragen einen Cutaway und dienen dauernd. Nach dem kleinen Gabelfrühstück, das aus drei Gängen besteht, begeben sich alle in den Abnahmeraum. Die Prüfung beginnt. Abseits steht der Oberingenieur mit seinen Helfern. Kein Wort fällt über die gute Arbeit. Ein Franzose holt aus der Tasche eine Stahlnadel, kratzt den Lack von einem Motor und sucht überschmierte, poröse Stellen im Material. Er sucht mit den Augen, der Vergrößerungslinse und anderen Instrumenten. Er findet nichts. Der Oberingenieur lächelt. Die Prüfung ist beendet. Da beginnt ein anderer Herr der Kommission heftig mit dem Mund und den Händen zu reden. Der zweite Direktor wird verlegen. Er macht bei jedem Wort eine Verbeugung, daß sich die Rodschöbe nach hinten bewegen und den Mann wie einen lebend gewordenen Büdling erscheinen lassen. Der Oberingenieur muß kommen und wird angeschnauzt, weil die Messingschilder an den Motoren fehlen.

„Wird sofort nachgeholt, Herr Direktor“, sagt der Mann laut, und leise „oller Sakke“.

„Weigel, gehen Sie gleich in die Stanzerei. Zweihundert Messingschilder, 80/40 mm, sollen sofort angefertigt werden. Was daraufgestanzt werden soll, steht auf diesem Zettel.“

Weigel geht und liest „Reparations. Made in Germany“.

Die Kommission hat etwas gefunden, ist befriedigt und verläßt den Raum. Kein Gruß, kein Wort wird den zurückbleibenden Arbeitern gesagt, und sie haben doch ihre Kraft zum Gelingen gegeben. Der Sinn vom Dienen und Verdienen ist gleich einer Irrlehre in fremde Formen gegossen.

Weigel spricht an diesem Tag nicht mehr mit Barthoff, und dieser ärgert sich über seinen schlappen Schwager. Müde und unzufrieden geht er später durch die Stadt und weiß nichts mit sich anzufangen. So kommt er bei Frau Jühnke an, die ihn mit Fragen quält und ihm seit Oberschlesien unbequem geworden ist. Sinnend sitzt er in seiner Stube. Draußen pfeift der Wind durch die kahlen Baumreihen. Das Heimweh nach seinen Eltern packt ihn in der öden Trostlosigkeit. Menschen möchte er kennenlernen, die über diesem Alltag stehen, ja vielleicht ein Mädchen, das ihm gut sein könnte. Doch sofort lehnt er diesen Gedanken wieder ab, denn er wird dem Mädchen nichts bieten können, und er hört Worte von Henningsen.

Gleichgültig geht Barthoff am andern Tage wieder an die Arbeit.

In der Frühstückspause redet er Weigel an.

„Sprechen Sie doch einmal mit mir. Habe ich Ihnen etwas getan, sind Sie mit mir unzufrieden?“

„Nein, ich will nur alleine bleiben. Wenn ich das tue, bin ich kein Knecht. Dieses Theater der Andern mach ich nicht mit.“

Mit aufgeregtem Antlitz sieht er Barthoff an, zeigt mit dem Finger auf seine eigene Stirn.

„Ich bin doch nicht plemm-plemm.“

„Wir könnten Freunde sein, Weigel.“

„Du bist mir noch viel zu grün, Junge, außerdem riechst Du zu sehr nach Direktion.“

„Ich bin aber anders.“

„Das beweise erst —!“

Barthoff kann nicht antworten. Vom Eingang der Halle kommt Lärm, und eine Stimme schreit:

„Hundert Genossen sollen entlassen werden. Raustreten zum Protest!“

Langsamer laufen die Treibriemen. Sie schlagen und surren nicht mehr um die gußeisernen Scheiben. Dann stehen sie still. Weigel sieht den Jungen an, schüttelt den Kopf, macht langsam das Werkzeug sauber und legt es bedächtig aus der Hand. Draußen wächst das Stimmengewirr. In kurzen Abständen heulen und gellen die Sirenen dazwischen. Das Maschinenhaus liegt in weißen Wolken.

Die Heizer haben den Dampf abgelassen. Jetzt löschen sie das Feuer unter den Kesseln. Vor dem Konstruktionsgebäude steht eine Gruppe Arbeiter. Ihre Säufte recken sich zu den Fenstern hinauf. Die Stimmen drohen.

„Rauskommen! Ihr, mit Schlips und Kragen!“

Andere Arbeiter mit dem fünfzadigen Stern am Rock holen aus versteckten Winkeln und Abortgebäuden Männer, die keinen Radau lieben. Nun sind über zweitausend Männer auf dem Fabrikplatz versammelt. Sind versammelt mitten am Tage, haben mit der Arbeit aufgehört und revoltieren. Vom Dach der Autogaragen spricht ein fremder Mann vom Metallarbeiterverband. Er hat schwarzes zurückgefämmtes Haar, eine breite Nase und ein großes Mundwerk. Die Rede begeistert die Belegschaft des Werkes so, daß sie ihm zubrüllt. Jetzt liest er eine Entschlieung vor, und als er fertig ist, geht er mit der Schrift und dem Betriebsrat in das Direktionsgebäude. Nach wenigen Minuten ist er wieder draußen und schreit in die Menge:

„Die Direktion ist verreist!“

Ein wildes Gegröle folgt.

Barthoff steht zwischen den Leuten und ist bis in die Haarwurzeln rot geworden. Inzwischen redet der kleine Mann wieder. Ein Wort fliegt über den Platz, bricht sich an den rußschwarzen Mauern, will Freiheit bedeuten und trägt doch nur Hunger und Verzweiflung in seinem Atem. Das Wort ist wie eine niederhängende Fahne ohne Spitze in Nebelnässe, dieses Wort „Streik“. Ein windiger Hund befiehlt es. Die Arbeit ist vorbei. Marx ist König und Kautsky sein Adjutant. Und die Männer glauben Helden zu sein, als sie zustimmend rufen: „Wir streiken!“

Am Nachmittag stehen die Fabriken still, und am nächsten Tag ruht jede Arbeit in der großen Stadt. Rauchlos sind die zahlreichen Schornsteine. Wie Grabkreuze der Arbeit stehen sie hochragend über Häusern und Menschen, sie, die Kündler des Fleißes. Das Lied der Arbeit ist nun tot. In den Hallen zerfrißt der Rost die Maschinen und Giganten der Technik.

Nur ein einziger Mensch hatte gesprochen, und schon hungert die ganze Stadt.

Schriill lacht die Zwietracht, und die Lüge windet einen Kranz aus Giftblumen.

Die große Stadt hätte am Abend müde sein müssen vom Neid, Hunger und von der Not. Mit leeren Straßen und dunklen Häusern hätte sie wie der Lumpenschoß einer riesigen Bettlerin sein müssen. Doch grell leuchtet das Licht von den Gaststätten, und Tausende von bunten Glühlampen bieten Ware feil. Mädchen und Frauen gleichen der bunten Werbung. Sie leuchten auch, sind aber hohl wie die Lampen. Männer tragen seidene Strümpfe und Lackschuhe, während wirkliche Männer nur umgearbeitete feldgraue Mäntel und Röcke haben. Aber die Männer mit den Seidenstrümpfen haben den Charakter im Geldbeutel und sind maßgebend. In geilen Luststätten vegetieren diese Typen. Ehre und Glauben hängen weder mit Blut noch Anständigkeit zusammen, sie sind nur Mode wie der Schnitt eines Gewandes. Die Treue ist ausgewandert oder hocht im Verborgenen. Hin und wieder hebt sie den blauen Schleier von ihrem wehen Antlitz, schwer und zage. Dann ist ein Treuer, der sich mit inbrünstiger Stimme „Deutscher“ nannte, ermordet worden. Aus dem blauen Schleier wird ein Stück dürftiger Kattun, und hinter ihm warten Kinder und weinen Mütter, weinen nachts ihre Kopfkissen naß, ersehnen den Morgen und das Geheul der Sirenen.

Viele warten auf dieses Signal, auch Barkhoff. Mit Nichtstuerei verbringt er die Tage. Schläft bis zum Mittag, kleidet sich an und hummelt. Seine Hände kennen die Arbeit nicht mehr.

An einem Abend geht er durch die Talstraße. Die Laternen brennen trübe. Schnee stöbert vom Norden durch die Luft. Auf dem Sahrdamm zieht ein Mann, weit vornübergebeugt, einen kleinen Wagen. Kohlenfäcke liegen darauf. Er zieht schwer. Der Wagen ist überlastet, und der zusammengeballte Schnee hemmt die Räder. Ein kleiner Junge, wohl zehn Jahre alt, schiebt mit seinem kleinen Körper hinter dem Wagen. Jetzt kann der Mann nicht mehr. Er schwicht trotz der Kälte. Als der Mann die Mühe abnimmt und den Schweiß mit dem Handrücken von der Stirn wischt, erkennt Barkhoff ihn, er erschrickt, es ist Weigel. Barkhoff senkt den Kopf, geht weiter, bleibt wieder stehen. Jetzt muß er helfen. Sein Blick fällt auf die Nappahandschuhe, den Ulster und bleibt an der Bügelsalte

der Hose unschlüssig hängen. Er tut es nicht. Er hilft nicht. Müde wird der Wagen weitergezogen und verschwindet schattenhaft im Schneegefißber. Barthoff steht unbeweglich da. Der Schnee schmilzt unter seinen Füßen. In seinem Ohr klingt leise ein Wort, es wird immer lauter, es schreit in seiner Brust: „Das beweise erst!“

Wie ein räudiger Hund, der mit Schlägen vom Hof gejagt ist, geht Barthoff heim. Er schämt sich. Seine Stube ist kalt. Ein Zettel liegt auf dem Tisch. Frau Jühnte sei zu einer kleinen Familienfeier geladen, er möchte sich das Abendbrot alleine bereiten, es stände in der Küche alles dazu fertig. Mit Hut und Mantel steht Barthoff im Zimmer und liest den Zettel, liest ihn immer wieder. Die Handschrift von Frau Jühnte kennt er. Die Buchstaben verschwinden, kommen wieder, und nun sehen seine Augen: „Das beweise erst!“ Seine Hand greift nach dem Lichtschalter, dann nach dem Türdrücker, und eilig verläßt er wieder das Haus.

Um Mitternacht kommt er zurück, laßt aus kleinen Augen, spricht vor sich hin und riecht sehr nach Bier. Unsicher legt er die Zigarette auf den Aschenbecher. Sie fällt auf die Tischbede und glimmt ein rundes Loch hinein. Der weiße Porzellanpudel auf dem Vertiko sieht Barthoff mit dem vergoldeten Kopf kritisch an. Barthoff kann keine Kritik vertragen, er nimmt den Pudel und wirft ihn in die Sofaede. Die fette Kuh mit dem Stadtbild auf dem dicken Bauch, der gleichzeitig Milchtopf sein soll, hat Barthoff schon immer geärgert. Die Kuh fliegt in die andere Sofaede. Da staunt ihn plötzlich das Bild der Eltern an, und es ist, als sagte sein Vater wie einst „Lümmel“ zu ihm. Er dreht das Bild um und räumt weiter auf. Was er sonst alles getrieben, ist ihm am hellen Tage, als er mit Mantel und Schuhen im Bett liegend erwacht, nicht mehr bewußt. Jetzt erst dreht er das Licht aus, wäscht sich und grübelt dann Stunde um Stunde, den Kopf in beide Hände gestützt. Frau Jühnte klopf ohne Erfolg an die Tür. Spät am Mittag geht er fort.

Sein Platz am Mittagstisch ist besetzt. Das Essen in der Werktantine war besser. Dort ruhen jetzt die Messer und Gabeln. Dorne am Fenster, wo der einzelne Herr sitzt, der mit niemandem spricht und kalt wie Eis erscheint, sind noch Plätze frei. Barthoff bleibt nichts weiter übrig, als Platz zu nehmen. Er nennt seinen Namen, sagt „guten Appetit“

und setzt sich. Der andere ist in der Erwiderung höflicher und herzlicher, als er aussieht. Einige weitere Worte werden gewechselt.

Barthoff fühlt, daß er mit dem Mann über Wetteraussichten und über das auf dem Teller liegende Fleisch nicht sprechen kann. Dieser ist kein Herdentier, oder aber eine Herde für sich. Barthoff fragt ihn, warum er immer allein am Tische sitze.

„Weil ich mit allen Leuten Streit bekomme.“

Die Gäste haben es gehört und brechen ihre Unterhaltung ab. Alle sehen nach dem Tisch am Fenster.

„Aber es ist nicht meine Schuld allein.“

„So meinte ich meine Frage nicht, Sie sollten sich auch nicht rechtfertigen.“

„Das habe ich nicht getan und auch nicht nötig.“

„Entschuldigen Sie bitte“, wirft Barthoff ein.

Am Nebentisch wird gelacht. Barthoff ist es peinlich. Er sieht nur auf seinen Teller.

Nach einer Pause nimmt der andere das Gespräch wieder auf.

„Die Dinge in der Welt sind alle so schwer und die Menschen so leichtfertig und nicht mehr ernst zu nehmen.“

„Darin gebe ich Ihnen recht, Herr Lüders.“

„Lüdecke, bitte. — Haben Sie diese Meinung aus Büchern gelesen oder wirklich erlebt?“

Barthoff ist über diese Frage empört. Examinieren ließ er sich nicht. Doch er muß antworten.

„Erlebt!!“

„Sie sind noch ziemlich jung.“

„Mein Vater fiel an der Westfront, und ich habe die Kämpfe in Oberschlesien mitgemacht — Und Sie?“

„War überall mit dabei und bin es jetzt auch noch, mehr denn je.“

„Was meinen Sie mit dem letzten Wort?“

„Das verstehen Sie nicht!“

„Doch, Herr Lüdecke.“

„Ich bin Nationalsozialist, und was das heißt, kann nur der ermessen, der in dieser roten Stadt Mitglied dieser Partei ist.“

Barthoff denkt nach. Ihm ist der Kopf von gestern abend noch nicht klar.

„Ist das nicht die Sache von München?“

„Jawohl.“

„An den Nebentischen wird gelacht und getuschelt. Ein Witzwort bringt bis zu Lüdecke und zwingt ihn zu antworten.

„Halten Sie Ihren gottlosen Mund!“

„Ich verbitt' mir solchen Ton.“

„Wer so spricht, hat sich überhaupt nichts zu verbitten, merken Sie sich das.“

Lüdeckes Stimme erinnert Barckhoff an seinen Leutnant.

Vom Nebentisch kommt eine grobe Antwort. Doch nun tritt der Wirt dazwischen.

„Gutester. Sie sind mein ältester Gast, aber meine Kunden dürfen Sie nicht forteteln. Davon lebe ich. Seien Sie vernünftig, mein Bester.“

Lüdecke schweigt, bezahlt und geht, und mit ihm Barckhoff. Sie gehen aus der Stadt heraus. Die Wege sind still und verschneit. Lüdecke erzählt. Die Erregung hat sein Gesicht gerötet. Die Worte werden umständlich gesprochen. Es ist schwer, Dinge zu erklären, die nur durch Begeisterung lebendig bleiben. Barckhoff geht schweigend neben ihm. Der andere holt aus der Briefftasche eine zerlesene und verkniffte Druckschrift heraus und liest die fünfundzwanzig Punkte der Partei vor.

„Wieviel seid Ihr in dieser Stadt?“

„Achtzehn Männer.“

„Mehr nicht? Die Stadt hat doch überhunderttausend Einwohner.“

„Daran denken wir nicht. Das ist Nebensache, denn, ‚Minoritäten machen Weltgeschichte‘.“

„Ihr habt Euch so viel vorgenommen, daß ich es noch nicht begreifen kann.“

„Das geht anderen Leuten auch so. — Viele Leute sind schon bei uns gewesen und wollten Mitglieder werden, doch wenn sie die erste Schlägerei hinter sich hatten, sind sie nie wiedergekommen. — Übrigens, wollen Sie uns nicht einmal besuchen?“

„Ja.“

„Dann kommen Sie morgen abend nach ‚Biderts Bierstuben‘. Es ist eine sehr primitive Kneipe, aber uns nimmt kein anderer Wirt auf.“

„Ist gut, ich komme.“

„Nun noch etwas. Bei uns kann es vorkommen, daß einer mit einem Loch im Kopf in der Gasse liegenbleibt. Darum sagen wir alle ‚du‘ untereinander. — Ich heiße Fritz!“

„Ich Wilhelm.“

Zwei Hände umfassen sich.

Lüdecke erzählt weiter. Sein Mund steht überhaupt nicht still. Der ist eine einzige Quelle der Begeisterung. Barthoffs Gemüt ist im Blühen, ist, wie wenn über dürre Erde ein Regen niedergeht. Er fühlt die nahende Bekanntschaft mit Männern wie die in Oberschlesien und wundert sich, daß er zu einem Mann, der ihm erst seit einigen Stunden bekannt ist, ‚du‘ sagt.

Zu Hause wird seine Erregung noch größer. Ein Brief aus Chile liegt auf dem Tisch. Als er ihn öffnet, steht schon Frau Jühnke hinter ihm. Ihre Neugierde muß gestillt werden, doch Barthoff legt den Brief beiseite, ißt und gibt keine Antwort.

„Sie werden immer närrischer, Herr Barthoff“, ist ihr letztes Wort, ehe sie geht.

Nun liest er den Brief seines Freundes.

„Mein Weg war lang, und sehr spät kam ich hier an. Das Geld reichte nicht, und so nahm ich viele Kilometer unter meine Stiefelsohlen. Manches Bild von früher ging am Tage neben mir und war um mich, wenn ich abends einschlief. Das Leben hat zu viele Seiten vollgeschrieben, und der Wind schlägt nicht nur die leeren Blätter auf, sondern weht auch die beschriebenen zurück, und die Augen sehen, was einst war. Mir wurde dann immer ganz anders. Aber nun bin ich zu Hause, und mein Kompanieführer ist derselbe anständige Kerl geblieben. Er ist alt geworden, spricht wenig, aber was er sagt und tut, hat Hand und Fuß. Sein Bursche ist getürmt, mit einem Mädchen von hier. Es hat ihm aber nichts eingebracht, denn er soll jetzt in dem Kupferbergwerk El Teniente arbeiten. Die Frau von unserm Chef ist auch eine Deutsche und ist gut zu uns. Sonntags spielt sie immer Klavier und singt alte Lieder dazu. Zuerst stand ich immer unter dem Fenster und habe mich zu dem Singen gestreut, aber jetzt wird mir immer so tranklützig, wenn die Frau singt.“

Darum gehe ich weit übers Feld und komme immer erst wieder, wenn sie nicht mehr mußiziert.

Wir bauen hier Weizen, Luzerne und Obst. Das Korn riecht hier aber nicht so wie zu Hause, und Linden, in denen vom Suder die Halme hängenbleiben, stehen auch nicht am Wege. Aber sonst ist es hier schön, und ich kann auch ohne Jagdschein schießen. Alle vier Wochen ist für mich ein besonderer Festtag. Dann fährt der Chef in die Stadt, und dann komme ich mit und sehe mir deutsche Filme an. Du weißt gar nicht, wie wohl das tut!

Wie geht es Dir? Kümmere dich um anständige Menschen und werde nicht zu vornehm. Ehrlich bleiben ist mehr wert. Auf dem anliegenden Bild siehst du mich vor einem alten Eufalyptusbaum stehen. Die kleine Blume ist aus unserem Garten.

Herzliche Grüße! Dein alter Kamerad Henningsen."

Barthoff liest den Brief noch einmal und spricht halblaut: „Korporal, Du hast Heimweh.“ — Ein langer Brief ist die Antwort.

Am nächsten Abend geht Barthoff in die Bierstuben von Bidert. Er ist ein armer Krugwirt. Tagsüber ist das Lokal leer, und nur abends füllt es sich mit einigen Angehörigen der Partei. An den Wänden hängen Pappbilder von Fabriken, die Würstchen, Branntwein und Zigaretten anpreisen. Alle anderen Bilder, die einen Glasrahmen hatten, sind bei Schlägereien vernichtet. Die eichenen Wandborte sind leer, weil die alten Zinnfrüge und Humpen auch draufgingen, von den vielen Bierseideln ganz zu schweigen, die einst die Tonbank zierten. Alle Räume sind ungemütlich. Bei jeder Zusammenkunft wird für den Wirt gesammelt, um Neuanschaffungen machen zu können.

Barthoff wird einem Kreis Männer vorgestellt, und zwischen ihnen sitzt Weigel. „Daß Du den Mund in der Fabrik hältst“, sind seine Begrüßungsworte. Dann spricht Lüddecke von München, vom Ministerpräsidenten Zeigner, dem größten Lumpen Sachsens, von Jiu-Jitsu-Kursen und nebenbei erwähnt Barthoffs Nachbar flüsternd, daß die Gummifnüssel und Schlagringe unter der Tischplatte auf einem angenagelten Brett lägen. Ironisch berichtet Lüddecke, daß keine Versammlung zustande komme. Die Saalbesitzer

verlangten außer hoher Miete eine sehr große Entschädigungssumme für etwaige Unruhen. Das Gesprochene will Barthhoff unruhig werden lassen, doch der frohe Gleichmut und ein hartes zuversichtliches Wort aus der Kunde geben ihm wieder Fassung. Lübede liest Druckschriften aus München. Die Wände müßten besten von diesen Problemen.

Das letzte Wort wird gesprochen. Curt Schäfer, ein Kaufmann, tut es. Ganz einfach klingt sein „Trost“ von Eichendorff.

„Und wo immer müde Sechter — sinken im mutigen Strauß.

Es kommen frische Geschlechter — und sechten es ehrlich aus.“

Ein Teil der Leute verläßt den Raum und geht heim. Lübede bleibt noch zurück und teilt die Klebetolonnen ein, und da Barthhoff noch nicht fortgegangen ist, bekommt er auch noch Arbeit. Sie lassen sich einen Eimer heißes Wasser geben, verteilen es auf leere Blechboxen und rühren einen zähen Kleister an. Schäfer holt vom Ofen ein dort verstecktes Paket herunter, packt es aus und verteilt hunderte von Zetteln, die vom Hammer-Verlag angefordert worden sind.

Um zwölf Uhr werden die Gaslampen in den Straßen dunkel. Die Klebetolonnen beginnen zwischen den einsamen Straßenausmauern ihre Arbeit. Es sind immer drei Mann, die zusammen gehören. Der erste sichert nach vorn. Der andere trägt unter einem weiten losen Mantel den Kleistertopf und schmiert mit dem dicken Quast die glitschige Klebe auf Lichtmasten, Fensterheben und an Hauswände. Der letzte geht harmlos wie ein spät heimkehrender Statbruder hinterher, holt heimlich die Zettel mit den Sprüchen und den Hakenkreuzen aus den Manteltaschen und drückt sie auf die feuchten Stellen. Einer dieser letzten ist Barthhoff. Über zwei Stunden klebt er schon. Die Trupps haben sich schon an Straßengabelungen getroffen, und immer klingt dann ein Pfiff auf, der verabredet ist. Jetzt kommt von einer fernen Nebenstraße auch ein Pfiff. Er klingt anders. Von irgendwo kommt eine Wiederholung. Polizeipfeifen. Eine fremde Nase spürt den Kleistertopf.

Hinter Barthhoff geht ein Landesjäger, Barthhoff geht schneller, jetzt läuft er. Lübede hätte sich breitspurig in den Rinnstein gestellt, hätte dort torfelnd wohl etwas Menschliches getan und dann einen

Strafbefehl bezahlt, aber Barthoff war noch zu neu in diesen Dingen. Er rennt und rennt, verliert die Klebezettel, und mitten im wildesten Lauf greift der Beamte nach seinem Arm und läßt ihn erst wieder los, als auf der Polizeiwache die Tür von innen zugemacht wird. Barthoff sagt nicht aus. Man sperrt ihn in eine Zelle, gibt ihm eine Stunde Ruhe, holt ihn wieder heraus und fragt ihn so lange, bis es ihm grün und blau vor den Augen schimmert. Er muß jetzt Ruhe haben.

„Kennen Sie einen Lüddecke, einen Schäfer, einen Weigel?“

„Ja“, will er sagen, da sieht er plötzlich traumhaft einen kleinen Jungen mit seinem Vater im Schneegestöber einen Wagen ziehen.

„Ich wiederhole, daß ich es allein gewesen bin.“

Wiederum sperrt man ihn ein. Morgens beginnt die Querfragerei wieder. Ohne Erfolg. Endlich entläßt man ihn.

Unterwegs ist mit übernachtigen Augen plötzlich Schäfer neben ihm und flüstert: „Weitergehen, wir kennen uns nicht.“

Vor einem Schaufenster bleiben sie stehen.

„Hast Du ausgesagt?“

„Nein“, antwortet Barthoff, dem vor Müdigkeit die Augen fast zufallen: Schäfer geht weiter.

Zu Hause fällt Barthoff in sein Bett. Auf dem Tisch liegt ein Zettel. Die Arbeit im Werk beginnt wieder.

Der Streif ist vorbei. Das Werk gleicht einem Schrotthausen. Rost ist überall. Spinnweben und Staub hängen über Maschinen und Aggregaten. Die Treibriemen sind hart und brüchig. In den Staufferbüchsen ist das Fett ranzig und trocken geworden. Die Ölrohre zu den Schmierstellen sind verstopft. Wie Fremdlinge bewegen sich die Arbeiter in den Hallen und mögen noch nicht schaffen. Einer arbeitet mit rotem Kopf schwitzend an dem großen Motor auf dem Prüfstand und versucht, die Maschine auf höhere Umdrehungen zu bringen. Weigel. Er gesellt sich nicht zu den Gruppen, die noch nicht arbeiten mögen, denn einige von ihnen sind Deserteure. Die Gedanken des Obermonteurs gelten dem Motor und noch etwas anderem. Er erzählt Barthoff, daß vor einigen Tagen das vierte Kind zu Hause angekommen ist. Am Abend kauft Barthoff allerlei ein und läßt es bei Weigel abgeben.

Mit zwiespältigen Gefühlen kommt Barthoff am andern Morgen an den Stand. Der Ältere kommt auf ihn zu. „Es war nett von Dir. Ich kann es Dir ja sagen, mir geht es so schlecht, daß mein Ältester nicht die Schule besuchen kann, da sein einziges Paar Stiefel beim Schuster ist, und ich kann es erst am Lohnntag holen“. Etwas zögernd fügt er hinzu: „Besuche mal meine Frau, sie möchte sich bei Dir bedanken.“ Barthoff ist glücklich.

Das Leben ist wieder anständig geworden, meint Weigel am Feierabend und wischt sich mit einem Lappen die öligen Hände ab. Ohne Arbeit sind die Menschen wie Blumen ohne Wasser.

Tage und Wochen vergehen.

In Biderts Bierstuben werden die Stühle rar. Lüddecke hat gut gearbeitet. Viele Neue sind zu ihm gestoßen. Eines Tages im Juni spricht er von den Wölfen in der Heimat, von der Silbermark, die in den Abgrund rollt und wie ein Papierwirbel wieder hochflattert, um wie wertlose Spreu zu zerstäuben. Im Lande werden die Menschen brutal und tierisch gejagt. Sie haben nichts verbrochen, nur im Baltikum gekämpft oder in Westdeutschland Spartakisten verprügelt. Eine stille Insel gibt es in diesem brodelnden Kessel. Bayern. Dort allein können die so gehehten, besten Deutschen friedlich schlafen. Wieder waren zwei Männer unter ihnen, die nach Bayern flüchten mußten. Sie kamen aus Essen.

Ein leeres Bierglas geht von Mann zu Mann und füllt sich mit Münzen und Papiergeld.

Die beiden müden Wanderer drücken jedem die Hand. Dieses Händegeben und dieser Dank sind unzerreißbar wie eine Kette, die über das ganze Reich läuft. Der erste Maat am Ankerspill ist das Wort „Kamerad“.

„Wenn ich erst in Nürnberg bin“, sagt der eine, und hat seit langem Freude im Antlitz, während der andere kummervoll von seiner zurückgelassenen Familie spricht.

Lüddecke will keine Trübnis aufkommen lassen. Er hebt sein Bierglas und ruft: „Es lebe das Leben!“

Spät gehen die Männer auseinander.

In den Straßen duften die Linden. Es ist Juni. Hoch steht der Mond über dunklen Dächern und fernen Höhen. Nicht

nur hier, sondern überall duften die Linden, auch in Berlin im Grunewald.

Hier zersplittert eines Morgens der Orden des 33. Grades durch Pistolenkugeln, und sie treffen den Außenminister Rathenau. Die Frau mit dem Akazienzweig in den Logenhäusern schweigt nach altem Ritus, aber die Welt draußen erstickt im Schrei. Der Pöbel lärmt und macht aus den Straßen Schotterwege. Wer nicht zur Dampfwalze gehört, wird zu Brei getreten. Zion hebt mit dem einen Toten die Erde aus den Angeln. Keine Hand arbeitet. Dampffessel explodieren vor Glut. Eisenbahnschienen rosten. Nur das Gift der Zeitungsmaschinen rinnt in das Volk.

Alle Staaten jagen zwei Frontsoldaten, die ihre Tat mit klaren Augen und ruhiger Hand schweigend vollbracht hatten. Sachsen ist in Aufruhr. Lüddecke wird grundlos in Haft genommen.

Mehrere Tage währt das Fieber der Welt.

Dann splittert das alte Gemäuer am Ostturm der Burg Saalee vom Kugelschlag der Meute. Der Oberleutnant Kern wird getroffen. Sein Kamerad legt ihn auf das Bett und drückt ihm die Augen zu. Leutnant Fischer ist mehr Soldat denn je. Er trifft sich mit seiner eigenen Kugel.

Der jüdische Sturm flaut ab.

Lüddecke ist wieder entlassen. Er denkt an die Verlustlisten des Krieges und weiß, daß zwei Patrouillengänger vom Feind nicht zurückgekehrt sind.

Die Zeit rinnt, es rinnt das Leben.

Aus Bayern wird besondere Nachricht erwartet. Sie ist in einem Brief an der sächsischen Grenze abgegeben worden. Schäfer fährt mit dem Motorrad dorthin und kommt nicht wieder. Lüddecke wartet und wartet auf seinen Mann. Am nächsten Abend steht Schäfer als Toter im Ortsblatt, verunglückt auf der Landstraße.

Nach der Beisehung will Lüddecke den alten Eltern seines Freundes Schäfer die Hand geben, da richtet sich der Vater auf und sagt tonlos, daß er, Lüddecke, an dem Tode schuld sei. Lüddecke kann hierauf nichts antworten. Sein Mund ist trocken. Was sollte er dem alten Vater erzählen? Was wußte dieser von seinem Sohn? Alle großen Kinder hatten in den Unterständen der grauen Jahre so-

viel gegrübelt und wollten nur ihr Deutschland. Kein Mann spricht von diesen feuschen Dingen.

Allein geht Lüddecke vom Friedhof. In einer Schenke bestellt er sich Abendbrot. Hungrig starren seine Augen auf das Essen, aber er bringt keinen Bissen hinunter. Zu viel anderes hat er in letzter Zeit schlucken müssen. Ihm fällt ein, daß heute Abend Versammlung ist. Halblaut murmelt er etwas. Der Wirt hat es gehört und fragt nach seinem Begehr. Da läßt er sich ein Glas Schnaps bringen und trinkt es so hastig aus, daß der Magen eine Verbeugung macht.

Verspätet kommt Lüddecke in Biderts Bierstuben an. Die Stimmung in der Versammlung riecht wie angebrannt. Einige Beiläufer fehlen. Der Stamm aber sitzt da wie eine Ramme. Lüddecke begrüßt jeden und geht dann oben an den Tisch. Seine Augen gehen über die Schar. Es sind Kerle mit schäbigen Anzügen dabei, einige sind sogar unrasiert. Bidert bringt Bier, zieht die Vorhänge vor den Fenstern zu und dreht das Licht an. Die Gesichter sind jetzt alle so blaß. Hinten an der Wand glänzt matt das alte Klavier mit den abgerissenen Kerzenhaltern. Das Wagnerbild über ihm hat als einziges noch Glas und Rahmen.

Lüddeckes Denken ist müde. Warum sitzt er als Oberleutnant der Reserve nun hier in dieser armseligen Krugwirtschaft und baut nicht Krananlagen oder Brücken, wie es ihn gelehrt worden ist? Er hat seine tägliche Arbeit, aber was sind die kleinen Teilezeichnungen von Motoren im Gegensatz zu hohen Bogenbrücken!

„Soll ich die Tür abschließen?“ fragt der Wirt.

„Nein!“ antwortet trocken Lüddeckes Stimme, und sein Hals wird so dünn, daß die Muskelstränge da ausliegen. Gelassen spricht nun der Mann. Er mag sich nicht reden hören. Erst, als er dem toten Schäfer gute Worte gibt, bekommt seine Stimme Wärme. Ruhig sehen ihn alle an, nur hin und wieder greifen die Hände der Männer unauffällig unter den Tisch.

Auf dem Hausflur schurren und trampeln Süße. Das Dienstmädchen reißt die Tür auf und schreit: „Sie kommen!“ Das Wort ist Alarm, aber Lüddecke ruft: „Sitzenbleiben!“ Die Luft kocht, trotzdem redet er weiter.

Die Tür knallt auf. Menschenleiber quellen herein. Dredige Hüte neben schweißigen Mützen, und darunter hungrige und fanatische Gesichter. Die Vordersten starren etwas blöde auf die versammelte Tischrunde und mustern die Stilldassenden. Von hinten fliegen die ersten Biergläser und Maßkrüge heran. „Raus!“ schreit Lüdede. Mit „Hunde“ wird gröhrend geantwortet.

Ein Stuhl fliegt durch den Saal. Lüdede weicht ihm aus, und endlich kommandiert er befehlend „Los!“

Die Gummifnüppel sausen und auch die Schlagringe. Glas splittert. Holz tracht. Barthoff steht von Tischen eingeklemmt an der Wand. Fassungslos. Er sieht Weigel wie einen Tiger angreifen und Lüdede seine Stahlrute in einem Kreis von Angreifern schwingen. Er hört Schreie und — rührt sich nicht. Das letzte Bild flirrt von der Wand. Wagner ist tot. Das Licht geht aus. Es brennt gleich wieder. Weigel steht schlagend mit zwei Männern am Lichtschalter. Da fliegt Barthoff etwas gegen den Kopf — ein Bierglas. Blut rinnt über das linke Auge. Sein Körper zittert einen Augenblick. Dann nimmt er vom Fußboden ein Stück Holz, springt in das brodelnde Knäuel hinein und drischt — drischt. Alle seine Kameraden sind um ihn, selbst Henningssen.

Wie lange das Schlagen und Würgen der Menschen gedauert hat, weiß hinterher niemand genau. Der Saal ist leer. Auf dem Flur liegen drei Verletzte von den Roten. Sie warten auf den Arzt. Die Haustür ist abgeschlossen. Hinter dem Schanztisch sitzt der alte Bidert, sein graues Haupt in beide Hände gestützt und weint. Kein einziges Bierglas ist heil geblieben. Eine solche Schlacht war bei ihm noch nicht geschlagen. Er hört auf der Straße die Menschen schreien und drohen. Es werden von Minute zu Minute mehr. Die Angst um sein Haus und um seine letzten Habseligkeiten wächst. Lüdede steht zwischen seinen Leuten, ohne Kragen und Schlips, seinen Knopf mehr am Rock, lachend zeigt er sein Beutestück, einen Sowjetstern. Barthoff trägt einen Kopfverband, ein anderer Kamerad hat einen Schlüsselbeinbruch und die übrigen Beulen und Prellungen in allen Regenbogenfarben. An die Haustür wird stark geklopft. Bidert hebt den Kopf. Polizei begehrt Einlaß. Kaum ist geöffnet, da stürmen des Ministerpräsidenten Zeigner grüne Sol-

daten herein. Es sind viel mehr als die dreißig Menschen, die jene umringen und für verhaftet erklären. Menschen, die sich nur gewehrt haben. Verächtlich lächelt Lüdecke, kraut sich mit der Hand hinter dem rechten Ohr und weiß nichts zu sagen. Das ganze Haus wird durchsucht. Ohne Ergebnis. Am Posten an der Haustür werden Bahren vorbeigetragen. Eine Schimpfwoge des Pöbels kommt mit hinein.

Der Polizeileutnant befiehlt für alle das Heraustreten und den Abmarsch. Die Straße ist eine einzige neugierige und fanatische Menschenmenge. Der Trupp bahnt sich eine Gasse. Lüdecke wird erkannt und angefallen. Die Polizei drischt ihn mit Gummiknüppeln wieder heraus. Steine fliegen in die Gaslaternen, sie explodieren.

Der Trupp marschiert im Gleichschritt wie ein Wellenbrecher in Gischt und Schaum. Die helle breite Hauptstraße wird erreicht.

„Singen!!!“ kommandiert eine Stimme. Der Polizeileutnant stürzt auf Lüdecke zu.

„Ich verbiete Ihnen das, Sie sind Arrestant!“

„Singen!“, zum zweitenmal kommt das Kommando, und:

„Links, zwei, drei.“

„Halten Sie Ihren Mund!“

Lüdecke singt heiser. Allein. Mit zusammengepreßter Kehle summen einige das Lied mit. Es wird lauter. Der Leutnant flucht und wettet.

„Das Singen des Liedes ist verboten!“

„In unserer Kompanie war nur das Pfannenstickerlied verboten“, antwortet trocken Lüdecke.

Der Polizeileutnant flucht. Zwecklos.

Jetzt singen alle. Das Lied steigt in die Höhe, bricht sich an den Hauswänden. Ein letztes Stück der grauen Westfrontmauer marschiert. Ihre Risse sind im Baltikum und in Schlesien mit jungem Herzblut verkittet. Sie ist hart wie nie zuvor.

Ruhig und fest, wie nach dem Paukenschlag der Parade geht der Sang.

„Hat man uns auch verraten,
trieb mit uns Schindluderei.“

Ein Stein fliegt. Er trifft aber nicht die Singenden, sondern den Tschako eines Landesjägers.

Im Rinnstein stehen Bürger. Sie haben den Schritt gehemmt, sehen die Schar inmitten des grünen Gürtels und verstummen. Spott und Schimpf können keine Brücke schlagen, und so geschieht es, daß sich manche schämen.

Der seltsame Zug erreicht mit einem zweiten Lied den Markt. In dem Badsteinhaus sind alle Fenster hell, neben der Tür glüht rot ein Schild „Polizei“. Die Arrestanten lachen, schreiten durch die Spalier stehenden Menschen, werden schon hinter der zweiten Tür nach Waffen untersucht und im nächsten Raum allesamt eingesperrt. Sie rauchen Zigaretten und machen Wiße. Nach einer Stunde beginnt die Vernehmung. Einzelne. Die Protokollführer sehen bei bekannten Namensnennungen auf, so auch bei Barthoff. Nach dem Verhör untersucht ein Beamter seine Wunde. Er legt den Verband nicht wieder um, sondern klebt ein großes Heftpflaster darauf. Dann wird er durch eine hintere Tür entlassen, weil vorn die Menschenjäger lauern.

Barthoff geht heim. Sein Körper schmerzt. Als er das Hemd auszieht, sind die Oberarme blau und gelb von den erhaltenen Schlägen. „Ja, Vater, so geht's deinem Jungen“, spricht er leise. Ohne Schlaf vergeht die Nacht. Die Augen brennen, und die Gedanken sind wie Irrfäden. Das sollen heute abend Menschen gewesen sein? Und Henningsen hatte nun doch recht bekommen, ja, und ein Bierglas war auch an seinem Kopf zersplittert. Bis in sein Innerstes war er wach geworden und wollte es bleiben.

Stunde um Stunde vergeht. In der Stube unter ihm klingelt langanhaltend ein Weder. Barthoff hat ihn bisher nie gehört.

„Ist es notwendig, daß Sie sich den Schädel einschlagen lassen?“, hatte der Mann im Badsteinhaus gefragt. „Das ist meine Sache“, war die Antwort gewesen. In diesem Augenblick würde Barthoff nur „Jawohl!“ gesagt haben.

Die Morgenhelle nimmt der Nacht die Sorge und den Traum. Barthoff reibt sich die Augen, steht auf und fühlt seinen Kopf. Das Blut pocht wie ein Klopfer in der Wunde, und die Arme werden schwer und schwellen an. Frau Jühntze bringt ihm den Kaffee.

Als sie hinausgeht, sieht sie auf dem Kopftischen einen Blutsfleck. Sie schimpft. Barthoff hat den Fleck noch nicht gesehen, er entschuldigt sich und bietet die Bezahlung der Reinigung des Stüdes an. Die Frau verläßt ohne Entgegnung das Zimmer. Mit der Mütterlichkeit ist es vorbei, zumal Barthoff in den letzten Monaten keine Blumen und Schokolade mehr mitgebracht hat. Er trinkt kaum von dem Kaffee und zieht sich widerwillig an. Der Gang, den er tun muß, fällt ihm nicht leicht. Lüdecke hatte ihn beauftragt, auch für Bickert zu sammeln, und nun geht er in die Wohnung seines Schwagers.

In den großen Räumen der Villa fühlt sich Barthoff immer fremd, doch als er seine Bitte dem Schwager vorträgt, freut sich dieser und antwortet:

„Es ist vernünftig von Dir, Wilhelm, daß Du aufs Technikum willst. Ich möchte Dich später gern im Konstruktionsbüro beschäftigen. Außerdem hast Du lange genug praktisch gearbeitet.“

„Technikum? Dafür brauche ich das Geld nicht. Zum Studieren komme ich vorläufig doch nicht. Ich benötige das Geld privat.“

„Hast Du ein Mädel?“

„Nein!“

„Dann müßtest Du doch mit dem bewilligten Betrag des Vormundes auskommen.“

„Ich brauche mehr.“

Der Schwager ist neugierig. Unruhig geht er durch das Zimmer. Barthoff erhebt sich auch und stellt sich hinter den Stuhl.

„Ich wollte einem Menschen das Geld leihen. Ich war gestern zwischen der Schlägerei in Bickerts Bierstuben, und dort hat —“, weiter kommt er nicht.

„Da warst Du zwischen? So gemein bist Du geworden?“ schreit der Mann.

„Ich bin anständig und ehrlich, wie ich es war. Mäßige Dich bitte.“

„Ich soll mich mäßigen, sagst Du? Friedliche Leute habt Ihr halbtot geschlagen. Alle Zeitungen bestätigen es.“

„Die lügen.“

„Nein, Du lügst.“

„Solche Beleidigung von Dir ist ungehörig.“

Barthoffs Hände haben die Stuhllehne umschlossen, daß die Singertnöchel weiß sind.

„Ich bin zu Dir gekommen, weil Du mein Schwager bist und ich bei Dir oder meiner Schwester das einzige Zuhause und die erste Hilfe habe. Das Geld wollte ich Herrn Bidert geben. Man zerschlug ihm alles.“

„Zerschlagen“, lächelt der andere spöttisch. „Zwischen solchen Strolchen verkehrt nun der Sohn einer ehrenwerten Familie!“

Barthoffs Lippen sind blutleer.

„Es sind anständige Menschen, und viele davon waren Soldaten.“

„Soldaten? Ich war auch Soldat, aber ein anderer, habe drei Orden mitgebracht.“

„Schöner Soldat!“ wütet Barthoff. „Hast in Brüssel Leberpasteten fabriziert. Das erzählen sie von Dir im Werk. Wird auch richtig sein, denn sonst würdest Du nicht so schimpfen.“

„Dummer Bengel.“ Ein weiteres Wort findet der Mann nicht mehr. Hart fliegt die Tür ins Schloß.

In der Stube zittern und klingen die Prismen des Kronleuchters. Die Frau in der halbdunklen Zimmerecke im blumenbunten Sessel schluchzt und weint. Verängstigt hatte sie dagelassen und alles gehört. Nun bricht ihre Seele von dem Kummer auf. Barthoff steht unbeweglich hinter seinem Stuhl und fühlt, daß sein Körper eine neue Wunde erhalten hat. Diese ist schlimmer als die Glascherben von gestern.

Es klopf. Der Diener tritt ein und meldet, daß der Herr zu einer Sitzung gefahren ist und spät zurückkehrt. Leise schließt sich die große Eichentür wieder.

Nun geht Barthoff durch das Zimmer und setzt sich neben den Sessel. Wie ein Junge tut er das.

„Mien lütte, gode Schwester!“

Sie streichelt sein Haar, seine Wange, sie streichelt immer wieder, und ihm wird so wohl. So viele Worte sind in diesem Streicheln, und keines ist laut und keines stört die Stille.

„Mußt nicht mehr weinen“, sagt er endlich und trocknet mit einem Taschentuch ihre Tränen.

Im Nebenzimmer trillert und jubiliert ein Kanarienvogel.

„Du hast vorhin wie unser Vater ausgesehen.“
Der Kanarienvogel singt in den höchsten Tönen.

„Sag doch ein gutes Wort.“

„Es ist schön bei Dir, Schwester.“ Sie lacht ihn an. „Und?“ fragt sie. „Ich habe Hunger.“ Mit diesem Wort ist er ihr kleiner Bruder.

Sie geht über den Teppich und holt eine Schale Obst. Da sieht der Bruder, daß sie einen gegneten Leib hat, und weiß nun, daß es schon lange her sein muß, als er sie an den hellen Zöpfen gezogen hat. Sie erscheint ihm auch nicht mehr als die große Dame von einst. So bescheiden ist sie geworden, und nun fährt sie ihm wieder mit der Hand durch sein Haar.

„Gönne Dir Ruhe, Wilhelm, und lasse ab von den Dingen, die gestern wieder waren.“

„Ich brauche keine Ruhe.“

„Sei doch nicht so beharrlich.“

„Laß mich, Schwester. Man ändert mich doch nicht durch Worte.“
Die Frau lächelt.

„Diese Antwort könnte auch Dein Vater gegeben haben, auch die wegwerfende Handbewegung machte er so wie Du.“

„Unser Vater, ja, das war ein Mann. Wenn der noch leben würde. Ich glaube bestimmt, daß wir uns verstehen würden. Aber die Barkhoffs haben alle zuviel Hitze im Blut. Doch es ist gut so. Solche Männer verfaulen nicht vor Trägheit, und darum nützen sie.“

In schöner Eintracht vergehen die Stunden.

Nach dem Abendbrot geht der Bruder heim und hat in der Tasche einige Geldscheine. Frauen sparen in vielen Dingen und können darum immer geben.

Lüdecke hat zwei Monate wegen öffentlichen Aufruhrs hinter Gitterstäben gesessen. Die Freiheit gehört den Straßenräubern und den Freien der Käfig. Die Partei ist in Sachsen verboten. In Bitterts Bierstuben treffen sich die Getreuen wieder und bilden als Lesekirch einen Verein.

Der Weg geht weiter.

Barkhoff schlägt in die Tasten des Klaviers. „Wenns Mailüsterl weht, kommt Max Hölz aus dem Busch.“ Das Lied singt er gern.

Doch er lacht nicht mehr dabei und verzieht auch keine Miene. Die Weichheit der Jungenhaftigkeit um seinem Mund ist fort. Das Antlitz ist hager und hart. Zwei Furchen um dem Mund sind wie Worte, die in keinem Buch stehen.

Zwischen Liederfang und Kartenspiel nimmt Lüddecke Geld an und verteilt Anteilscheine an dem neuen Wochenblatt für die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei.

Als Lüddecke hiermit fertig ist, sammelt er noch einmal Geld, damit das Strafmandat für Erich Schwarz bezahlt werden kann. Schwarz ist ein kantiger Bursche, Hausdiener in einem Feinstoffgeschäft. An einem Sabbat hat ihn ein Jude geärgert. Schwarz ist ungeschickt in schriftlichen Auseinandersetzungen, darum schlug er den Juden auf den Zylinderhut, daß ihm die Hutfrempe als Halskrause auf dem Schlips hing. Lüddecke bekommt mehr Geld, als gebraucht wird. Barthoff schlägt vor, von dem Rest das Strafmandat einrahmen zu lassen.

In fröhlicher Stimmung geht der Lesezirkel auseinander.

Barthoff steht vor der Haustür seiner Wohnung. Er will aufschließen, doch der Schlüssel läßt sich nicht herumdrehen. Ein anderer schließt ebenfalls nicht. Da faßt Barthoff nach dem Türdrücker. Das Haus ist nicht verschlossen. Er will sich darüber wundern, kommt aber nicht mehr dazu. Mehrere Hände ziehen und zerren ihn in den dunklen Hausflur. Säuste schlagen auf ihn ein. Er ringt und schlägt sich mit den Unbekannten. Ein toller Lärm gellt durch das nachstille Haus. Barthoff stößt mit dem Fuß an den Treppenanlaß. In gleicher Richtung nach oben muß der Lichtschalter sein. Säustschläge treffen seine Rippen, seine Schultern, und plötzlich fühlt er einen Stich im Oberarm, so daß ihm Siedehitze in den Kopf steigt. Mit letzter Kraft bäumt er sich auf. Schüttelt eine eisenharte Säust vom Nacken, macht sich gerade und schaltet das Licht ein. Wie ein Spuk verschwinden die Ruhestörer. Eine blaue Mütze und ein offenstehendes Messer liegen am Boden. Der Hauswirt kommt notdürftig bekleidet aus seiner Wohnung, und bald stehen alle Bewohner im Nachthemd auf der Treppe. Ängstlich sind die Frauen. Unschlüssig die Männer. Als sie sich endlich aufraffen, um zu helfen, müssen sie zwei in Ohnmacht gefallene

Grauen forttragen. Barthoff steht blutend und fassungslos an der Wand. Sein rechter Ärmel ist feucht.

„Helfen Sie mir doch.“

„Schließen Sie erst die Tür zu.“

Barthoff wischt sich mit dem Taschentuch über sein blutendes Gesicht, verläßt das Haus und rennt in die Stadt zur Unfallstation. Ein junger Arzt der Nachtwache verbindet die Wunde, küßt das von Saustschlägen geschwollene Gesicht und stillt die kleinen Kratzer. Als Barthoff sich dankend zum Gehen wendet, schwankt von einem Landesjäger gestützt Arnold Sehr herein. Übel zugerichtet. „Was habe ich getan?“ Diese Worte wimmert Sehr ohne aufzuhören wie eine endlose Klage. Mählich wird die Stimme leiser und verstummt ganz.

„Dier Wochen Krankenhaus“, sagt der Arzt.

Barthoff geht heim. Ängstlich wie ein Wild, das nach Glintläufen äugt, blickt er um sich. Er geht mitten auf der Fahrstraße. Sein Haus und den Vorgarten beobachtet er lange, bevor er die Tür aufschließt. Auf dem Sofa liegt ein Paket. Der Pudel hat es schon seit Stunden angestarrt, doch sein hohler Porzellankopf konnte sich nichts dabei denken, und das Bellen hatte ihn im Brennofen auch keiner gelehrt, auch der alte Mann nicht, der ihn vergoldete. Das Paket war von der Schwester. Blumen, Kuchen, ein Buch und ein Brief liegen darin. Barthoff weiß es erst jetzt, daß er morgen Geburtstag hat. Nein, heute. Die kleine Weckuhr zeigt schon nach Mitternacht.

Im Haus ist ein Geräusch. Barthoff zittert und sieht nach, ob die Tür wirklich abgeschlossen ist. Schritte auf der Treppe kommen näher. Jetzt geht jemand an der Tür vorbei. Der Mann atmet auf. Es ist ein Dienstmädchen, das wohl zu lange beim Tanz war und nun seine Dachkammer aufsucht.

„Lütte, gode Schwester“, sagt der Mann, und seine Hand streichelt die Blumen, so lange, bis ihm vor Müdigkeit und Abspannung die Augen zufallen.

Wer jung ist, kann immer schlafen, und wer jung ist, soll immer fröhlich sein, doch Fröhlichkeit versank im Pokal der Volkheit, und den starken Trunk, der wie roter Mohn leuchtete, tranken nur die aus, die nach diesem Pokal griffen. Kein gutes Wort, kein Sold

wird ihnen zuteil, und ihr Kommandeur ist die stille Begeisterung in ihren Herzen. Dieser haben sie sich verschworen. Gegen Morgen erwacht Barthoff. Die Blumen liegen zerdrückt in seinen Händen. Der Kuchen liegt zerbröckelt auf dem Buch. Die Wunde brennt, und sein Leib schmerzt. Eine große Sehnsucht zieht erschauernd durch sein Gemüt. Sie sucht Ruhe.

Die Wirtin bringt ihm wortlos den Kaffee. Ein Zettel liegt unter der Tasse, halbversteckt.

„Da Sie durch Ihren lasterhaften Lebenswandel meine anständige Ehre in Verruf bringen und mir dies auch schon der Hauswirt gesagt hat, kündige ich Sie hiermit per sofort.“

Der Mann lacht zuerst über das geschriebene Deutsch. Das Lachen versiegt. Die Augen werden naß. — In aller Eile kleidet er sich um und geht.

Unterwegs teilt er dem Werk telephonisch mit, daß er verunglückt sei. — Am Abend steht er in der Fabrikstraße hinter dem Vorbau eines Hauses. Weigel kommt vorüber, neben ihm geht Lüddecke. Barthoff stößt zu ihnen.

„Die Roten haben unsere Liste, unsere Namen.“ Barthoff friert bei diesen Worten von Lüddecke.

„Sechs Leute sind gestern abend überfallen.“

„Nein, sieben.“

„Du auch, Wilhelm?“

„Ja.“

Weigel spuckt seinen Kautabak aus. Er fühlt sich wieder wie in einem Unterseeboot, das im englischen Drahtnetz festliegt.

In einer Kneipe sprechen die drei ihre Mutmaßungen aus. Namen fallen nicht. Sie sind Freiwild und mögen aus ihren Reihen kein neues Wild grundlos jagen. Und es ist so leicht, einem Menschen die Ehre zu nehmen. Barthoff bestellt „Hädepeter“ und Bier. Der Geburtstag wird gefeiert. Eine Stunde Gröblichkeit knöpfen sie dem fargen Leben wieder einmal ab. Dann gehen sie heimwärts, denn Weigels Frau wartet, und eine Treue ist der anderen wert. Wo das nicht ist, gibt es kein Recht, sondern Streit.

Barthoff denkt in den nächsten Tagen viel an Lüddeckes Worte. Die Freunde, die mit ihnen gehen, haben keine Heldengesichter

und Klassikerköpfe, wohl aber steife Nasen und klare Augen. Niemandem traut er eine häßliche Tat zu.

An einem Nachmittag besucht er seine Schwester. In ein schönes Körbchen auf Holzrädern muß er sehen. Drinnen liegt ein Menschlein, so klein und zart, und blinzelt ihn an. Ein Mädchen ist vor einigen Wochen angekommen. Henriette, wie seine Mutter, soll es heißen. Das kleine Bündel wird aus dem Korb genommen und gezeigt. Barthoff muß die Beinchen bewundern und die Händchen. Er kommt sich wie ein Mehgerhund vor, dem eine Schar Küken über den Weg läuft, und der nun vor Tolpatschigkeit nichts zu beginnen weiß. Seine Schwester wird von dem Dienstmädchen gerufen. Der Gernsprecher hat geläutet. „Halte mal das Kind.“ Ja, und da hat er es schon auf den Armen. Mit ungeschickten Händen setzt er das eingewickelte Knäuel auf seinen Schoß und ist ratlos. Das kleine Wesen verbreitert zusehends seinen Mund, schließt die Augen und schreit. Das kleine Gesicht ist krebsrot. Zuerst läßt Barthoff diesen Ausbruch über sich ergehen, dann macht er „Hoppel, hoppel, Reiter“. Der Friede ist vorbei. Trotz aller Zutraulichkeiten wird die Gegenseite immer rebellischer, bis Barthoffs Beinkleider erst heiß und dann naß werden. Er traut sich nicht, das Kind hochzunehmen. Unbeweglich sitzt er da und läßt alles über sich ergehen. Endlich kommt die Schwester wieder. Sie lacht und lacht über die Bescherung, und dann lacht ihr Bruder auch. Er findet, daß seine Schwester nie so jung in den letzten Jahren gelacht hat. Beim Kaffee wird ihm endlich ein Anlächeln der Korb- bewohnerin zuteil.

Lange noch fühlt Barthoff die weichen seidenen Haare des kleinen Kinderkopfes in seiner harten Hand und er weiß nicht, wie ihm zumute ist.

Kurz vor seiner Wohnung erwartet ihn Lüddecke.

„Ich habe ihn.“

„Wen?“

„Den Halunken. Hier ist seine Parteikarte.“

Wilhelm erschrickt. Er hat den Namen gelesen.

„Tiefe, klare Augen und äußere Anständigkeit täuschen auch manchmal, Wilhelm.“

„Hat er viel abbekommen?“

„Nur einige Zeit Zahnbehandlung ist notwendig. Die Obrigkeit des Staates hat für dieses Verhalten keine Gesetze geschaffen, und so müssen wir uns allein helfen.“

Sie gehen auseinander. Barthoff hat viel zu tun. Morgen ist sein Umzugstag. Vom Dachboden hat er den feldgrauen Koffer seines Vaters heruntergeholt, auch alle anderen Dinge, die ihm beim Tode seiner Mutter wertvoll schienen. Einen geflochtenen Handarbeitskorb, eine Sußbank, ein Bild aus dem Kinderzimmer mit einem pausbäckigen Engel. Das Porzellanschreibzeug mit dem Kokotänzer, und eine alte lederne Schreibmappe. Ihr Löschblatt ist viel benutzt worden, und wenn Barthoff seinen Taschenspiegel zu der Schrift stellt, kann er noch manches Wort, das die Mutter geschrieben hat, lesen. Im Koffer liegen oben auf der Offiziersrock mit den blind gewordenen Kreuzen und dem Portepée, darunter kleine Kästen mit Briefen, ein zinnerner Krug aus einem Gildehaus in Glandern, wahrscheinlich ein Beutestück oder Andenken. Ganz unten liegt der blaue Extrarock des einstigen Freiwilligen mit den weißen Achselklappen, aus dem vorigen Jahrhundert. In einem Kasten liegt der Brief mit dem blauen Stempel, welcher seiner Mutter das Herz gebrochen hatte: „Auf dem Felde der Ehre gefallen.“ Ein anderer Brief, vom Regimentskommandeur unterschrieben, liegt dabei.

„... fiel am 18. Juli beim großen Angriff der französischen Tanks aus dem Walde von Villers-Cotterêts. Die von Ihrem Manne befehligte Batterie lag in vorgeschobener Stellung und befand sich sehr bald zwischen der beiderseitigen Infanterie. Durch den Mut Ihres Mannes gelang die Verteidigung der Geschütze. Ihr Gatte und unser bester Kamerad starb im Kampf mit der weit vorgestürmten Infanterie durch eine Gewehrfugel. Sein Tod war sanft und ohne Schmerzen. Auf unserem Friedhof, inmitten seiner gefallenen Kanoniere, begruben wir ihn. Wir bitten Sie, gnädige Frau, den teuren Toten hier zwischen seinen Kameraden ruhen zu lassen. Es ist ein früher geäußelter Wunsch von ihm. Alle Erde ist gleich warm und leicht.“

Nur diese Stelle des langen Briefes liest Barthoff. Sie ist für ihn der Eichenfranz seines Vaters. Behutsam wird der Brief wieder

zusammengelegt. In dem großen Umschlag steckt noch mehr. Ein Bild, eine Photographie. Ein Soldat mit großem Vollbart ist darauf zu erkennen, und am Rande des Bildes steht in verblaßter Schrift: „Leutnant der Landwehr, Joachim Friedrich Barthoff, gefallen bei Beaune la Rolande, am 28. November 1870.“ Daneben liegt die Abschrift eines Bittgesuches an den König von Preußen vom 30. Martio 1851 für den Studenten Klaus Joachim Barthoff. Es wird um Gnade und Aufhebung des Urteils gebeten.

Die Gedanken des Einsamen machen einen langen Weg. Ob die Witwe 1870 wohl auch vor Weh gestorben ist wie seine Mutter? Er kann es sich nicht denken. Tränen bedeuten für Enkel nichts, wohl aber stürmende Regimenter mit fliegenden Fahnen.

Im Kasten liegt noch ein Päckchen. Es sind vergilbte Schützengrabenzeitungen, vergessene Zeitungen, in alle Winde verweht wie Soldatenfang auf fremden Straßen. Barthoff kann nicht wissen, daß in diesen Zeitungen die Urwüchsigkeit und Ehrlichkeit der Front zu lesen ist. Sie, die aus der vordersten Linie kamen, verlaßt und verdreht, und mit ungelentken Händen ein Gedicht, eine Geschichte, einen Scherenschnitt oder eine Skizze auf der Schreibstube abgaben, waren weder Dichter noch Maler, sondern nur einfache Musketen. Sie schrieben und malten nur das ab, was aus ihrem Innern flammend hervorbrach. Und in den Schreibstuben wurden hieraus die Schützengrabenzeitungen.

Barthoff blättert, und liest ein Gedicht.

Marguerite, der Krieg ist aus,
Glocken und Fahnen sind überm Tale.
Die Geschütze träumen im Arsenale,
es kommt dein Liebster nun nach Haus.
Mit Rosen schmückst du froh den Freund,
ihr tretet ins Stübchen und mild sprichst du:
„An diesem Tisch saß einst dein Feind,
hier schrieb er Briefe und träumt' in Ruh.
Von fernher, dunkel wie schweres Blut,
klang der Geschütze Donner und Wut.
Aus dem Schützengraben kam er hierher
und dort an der Tür hing sein Gewehr.

Noch hör ich im Ohre Marschtritt und Klang,
der Spielleute Trommeln und Blasen,
das Schüttern der deutschen Mörser
auf unsern zerfahrenen Straßen.
Und wie er deutsche Lieder sang
im Garten unterm Birnenbaum. —
Mir ist, als wäre es ein Traum.
Oh, schaue nicht böse. Komm, setze dich
an diesen Tisch, wo er oft saß,
nimm heiter dein Glas und tue wie ich,
sei ohne Haß.
Wir Menschen alle, er, ich und du,
Schicksalsgefährten, wohin — wozu? —
Kinder der friedlosen Erde."

Nachdenklich blättern die Hände weiter. Schlagen Seite für Seite
um. Jetzt liest er eine kleine anspruchslose Strophe.

„Die Nebel über Flandern,
sie hüllen die Streiter ein.
Im Dämmern sinkt eine Lanze.
Upfern muß nahe sein.“

Barthoff blüht auf die Uhr. Paffen wollte er, und hat bis jetzt
gelesen. Ein Feldpostbrief mit harten, edigen Schriftzügen sieht
ihn an. Der Brief ist von Christian Borgmann, dem Führer einer
Nachbarbatterie seines Vaters. Er schildert noch einmal den Tod
seines Vaters und schreibt am Schluß des Briefes, daß es für ihn
und seine Frau eine Freude sein würde, Frau Barthoff und
ihre Kinder, nach dem Kriege, in den Ferien bei sich zu haben.
Bei ihm auf dem Bauernhof käme es nicht darauf an, wieviel am
Tisch saßen. Es würden alle bei ihm satt. —

Die bescheidenen Zeugen einer großen Zeit werden wieder
in den Koffer gepackt.

Am Morgen kommt der Mann mit dem Ziehwagen und dem
langen Gurtband und fährt die Habe nach der Bachstraße. Der
Abschied von Frau Jühnte ist sehr kühl. Als Barthoff fragt, ob sie
ihm nicht den Pudel mit dem Goldtopf überlassen möchte, nötigen-
falls gegen Bezahlung, da plustert sie wie ein Truthahn und ant-

wortet, daß sie in guten Verhältnissen lebe und es nicht nötig habe, schon bei Lebzeiten ihre Aussteuer zu verkaufen. Barthoff erwidert in seiner trockenen Art, die ihm manchmal so zu eigen ist, daß er es nicht auf ihre Aussteuer abgesehen habe, daß sie aber viel besser bellen könne als der Pudel. Hochrot im Gesicht rauscht sie in ihrem verblähten, blauen Morgenrock aus der Stube. Barthoff lacht, und dann lacht auch der Pudel. Etwas später wird bei Frau Jühnke ein Rosenstrauß mit einer Karte abgegeben. Einige Dankesworte von Barthoff stehen darauf.

Der Umzugstag wird ein Tag von besonderer Bedeutung. Im Werk wechselt Barthoff die Arbeit. Er verläßt Weigel und wird nun in der Auslandsabteilung beschäftigt. Kaum hat ihm der Prokurist in groben Umrissen die neue Tätigkeit erklärt, da wird er am Fernsprecher von Lüddecke verlangt. Eine wichtige Einladung zu einem Klößeessen wird ihm durch den Draht übermittelt. Als Barthoff sich setzt, zittert ihm der Federhalter in der Hand, und seine Nerven sind so in Erregung, daß er die Konnossemente unrichtig ausfüllt. Unauffällig befühlt er die Wunde und spannt den linken Arm. Die Verletzung scheint gut geheilt zu sein, nur ein leises Ziehen geht noch durch den Muskelstrang. Es wäre doch schade, wenn er jetzt nicht mit könnte, denn beide Arme sind für die nächsten Wochen notwendig. Während der Mittagspause geht in einiger Entfernung Weigel an ihm vorüber. Ihre Augen begegnen sich. Beide wissen Bescheid.

Harmlose Spaziergänger treffen sich zur Abendzeit draußen in einem Dorftrug. Wenn der Kellner an ihren Tisch kommt, reden sie sich mit „Herr“ an. Lüddecke hat die Wickelgamaschen gegen ein langes Beinkleid vertauscht und trägt einen hohen, weißen Stehstragen statt des Sporthemdes. Aus der Außentasche des Rockes lugt sogar die Spitze eines Taschentuches hervor, dahinter der Bügel einer Sonnenbrille. Die setzt er aber nur auf, wenn sich ihm ein unbequemer Mensch nähert.

Die Klöße werden aufgetragen. Sie sind appetitlich weiß und dampfen. Sauerbraten und Rotkohl folgen.

Lüddecke ist wenig und hat bisher nur einige belanglose Worte gesprochen. Nun steht er auf. Alle sehen ihn an: Leesner, der Sa-

brikbesitzer, der das Essen bezahlt. Freitag, der immer hungrige und durstige Junge vom Baltikum. Neben ihm sitzt Barthoff, gelassen und ruhig. Dann kommt einer mit schmalen Augen, Alfred Misch, ehemals Scharfschütze bei den Garde-Maschinengewehren. Lebensfroh und unbefangen sitzt Schwarz mit dem Judenmandat neben ihm. Dann folgt der Klebetrupp, die Unzertrennlichen, Barnekow, Meyer und Schmitt, die zu allem ja und amen sagen, wenn etwas ausgefressen werden soll. So wie diese sind die anderen zwanzig Leute auch.

Lüdecke spricht vom November 1918, von dem Geiselmord in München, von der kommenden Revolution, von ihrer.

Der Kellner kommt und nimmt die leeren Gläser vom Tisch.

„... und wenn wir heute so einen fröhlichen Abend genießen, so danken wir dies unserem lieben, verehrten Vereinsmitglied Sepp Timpelke.“

Lüdecke verbeugt sich Leesner gegenüber. Zuerst lächeln die Männer beim Umschwung der Rede. Wie aber der Name des unbekannten freigebigen Sponsors fällt, lacht Schwarz aus vollem Halse, die andern halten sich die Hand vor den Mund. Dem Freitag bleibt der Rottkohl in der Kehle stecken, daß er husten muß. Das Eintreten des Kellners war zu unverhofft gekommen.

Jetzt sind sie wieder unter sich.

Lüdecke lacht, dann wird er ernst. Seine Rede hat er verloren.

„Wir folgen nicht den Leuten in Berlin, sondern dem Manne in München, Adolf Hitler. Wir wissen nicht viel von ihm, aber das wissen wir, daß der Mann aus der Front kommt und sich noch heute zur Front bekennt, das tun nur noch wenige. Kameraden, es geht los. Wie?, wo? weiß ich nicht, aber die Treue wollen wir uns halten. Wiederholen möchte ich nur mein altes Wort: „Bleibt Kerle!“

Es wird weiter gegessen und getrunken.

Am untern Tische steht neben dem stillen Weigel ein Jüngerer auf: Rudolf Berg. Er spricht mit Bierzunge.

„Kameraden, wir wollen jetzt unser Vaterland hochleben lassen.

Lüdecke knöpft sich seinen Rock zu.

„Berg! Wenn Du Dein Vaterland hochleben lassen willst, so lasse Dich erst dafür todschlagen. Hinterher stimme das Hoch an, dann hast Du das Recht dazu.“

Beide setzen sich. Sie haben sich verstanden. Weil aber die große Gemeinsamkeit beim Bier ihren Ausdruck finden muß, singen sie das Brommelbeerlied und hinterher „... ein Kerl von Samt und Seide, nur schade, daß er suff.“

Während des Singens ruft der Ober einen Namen in das Zimmer. Er ist nicht zu verstehen. Er ruft lauter.

„Ein Herr Lüddecke wird am Telephon verlangt!“

Alle stutzen. Niemand weiß es, daß sie hier sind. Lüddecke geht an den Fernsprecher. „Achtung, Sie bekommen grünen Besuch“, sagt am anderen Ende des Drahtes eine gedämpfte Männerstimme. Lüddecke fragt noch einmal, doch der andere muß sofort angehängt haben.

Der Aufbruch des „Vereins“ geschieht in einer Minute. Lüddecke gibt Anweisung, daß einzeln und auf Umwegen die Stadt wieder erreicht werden soll. Keiner darf die Staatsstraße benutzen. Ein toller Lauf über Gärten und Felder in der dunklen Octobernacht beginnt. Lüddecke und Leesner sind die letzten an der Tischrunde. Der fassungslose Kellner wird nicht mit der Rechnung fertig. Leesner dauert es zu lange. Er gibt eine Anzahl Scheine und springt dann auch mit Lüddecke über Gartenzäune und Buschwerk. Dann sinken ihre Füße in losen Aderboden, und um die Stiefel schlingt sich trockenes Kartoffelkraut. Von der Staatsstraße her tönt Motorengeräusch, und Lüddecke sieht die Lichtkegel der Scheinwerfer von drei oder vier Automobilen.

Als Lüddecke endlich wieder ruhig atmen kann, meint er:

„Leesner, es steht gut für uns. Wenn wir schon Freunde bei der Polizei haben, wird das Unternehmen schon klappen.“

„Meinst Du, daß die Warnung von der Polizei kam?“

„Ja, das glaube ich bestimmt. Wer soll es sonst gewesen sein, aber“, fügt Lüddecke nachdenklich hinzu, „woher weiß es die Polizei?“

Leesner ist kurzatmig, und es dauert eine Weile, bis er antwortet.

„Ich wundere mich, daß Du so leichtgläubig bist.“

Schweigend gehen sie durch die Nacht weiter. Kurz vor der Stadt treffen sie einen Wanderer. Es ist Alfred Misch.

Unbehelligt haben sie die Quartiere erreicht, und es ist, als trage jeder einen Mobilmachungsbefehl in der Tasche. Die Stiefel wer-

den geschmiert und die Rucksäcke oder Tornister fertig gemacht. Die versteckten Armbinden werden geglättet, und auch innerlich macht jeder sein Sach im Herzen in Ordnung.

Das Marschieren kann beginnen.

Alle warten auf den großen Tag. Vom Kalender wird jeden Morgen ein Blatt abgerissen, aber das Warten reißt nicht ab. Viele Tage kommen, der eine nicht.

Das Land liegt in Herbstwolken. Dunkler wird die Luft, und die Zeit und die Menschen leben immer noch darin. Der eine vom geringen Verdienst, der andere vom Stehlen. Der Arme stiehlt Kohlen, der Reiche Gold. Endlich bricht Licht in die Dunkelheit. Es ist das Mündungsfeuer der Artillerie des Generals von Seede. Im Mansfelder Gebiet ist Krieg.

Das Elend geht weiter. Es geht auf Krüden. Die Trauer kann nicht mehr gehen. Sie schwimmt im tiefen Naß der Tränen.

Die Männer vom Hafentempel warten. Ihre Stadt ist dunkel geworden wie das Land. Doch eines Morgens hämmert im Dorort ein Maschinengewehr, und ein Hornsignal schmettert, daß die Wolken zerreißen.

Lüdecke springt vom Stuhl. Den alten Lodenmantel wirft er sich über. Soldaten, richtige Soldaten kommen. Lüdecke rennt in die Hauptstraße. Gewehrflügel singen ihm um die Ohren. Es schert ihn nicht. Eine weite Schützenkette kommt von unten die Straße herauf. Unter grauen Stahlhelmen kommt der Ruf: „Straße frei!!“ Ein Spartakist mit dem Gewehr unterm Arm will flüchten, doch getroffen bricht er im Laufen zusammen. Jetzt wird Lüdecke wach und stellt sich in ein Haustor. Der Tote liegt gekrümmt auf dem Pflaster. Die Rufe „Straße frei! — Achtung! — Es wird geschossen!“ kommen näher. Gewehrflügel peitschen die Straße hinauf. Die stillen Häuser geben mit ihren Fronten den Schall hundertfach wieder. Harte Kommisßtiefel schlagen das Pflaster. Lüdecke empfindet, daß unter diesen Stiefeln kein einziger Nagel fehlt. Nun sehen ihn die Männer. Zwei nähern sich ihm mit entschlossenen Gewehren. Lüdecke grüßt, holt aus der Brieftasche seinen Militärpaß und sagt: „Wird Zeit, daß Ihr kommt.“ Die Soldaten gehen mit suchenden Augen vorsichtig weiter. Neue Schüt-

zenketten folgen. Hin und wieder eine Maschinengewehrgruppe. Gegen Mittag ist die Stadt besetzt. Die Straßenbahnen fahren wieder. Verschüchtert und ängstlich eilen die Frauen zum Mehger oder Krämer. Nur die Jungens stehen fest bei den Gewehrpyramiden. Die Stadt erholt sich langsam von dem stählernen Besen, der über sie hinweggefegt ist.

Am Morgen hatte die Sonne in der milchig trägen Luft gestanden, doch als unten vor der Stadt der erste tote Soldat lag, schob sie eine Wand von sprühendem Nebel zwischen sich und die Erde.

Der Nebel verschluckt das Licht und den Lärm des Tages. Nimmt den Sirenen den Schall. Und dennoch — — ein Tülü — — Tülü, — — Terrumm — Terrum klingt dünn hindurch. Die Trommler und Pfeifer von Leuthen sind auferstanden. Tülü — — Tülü — —, Terrum — — Terrum. Das gibt es ja gar nicht mehr. Doch. Die Spitze eines Tambourstodes leuchtet matt auf. Wie ein grauer Schatten ist der Mann, der ihn trägt. Reichswehr. Paukenschläge überdröhnen das Spiel, befehlen zum Loden. Der strahlende Gardestern im Schellenbaum rußt leuchtend hoch, und brausend kühn, und doch schwer schmettert die Musik den Yorkschen Marsch. Klarinetten und Hörner, Trompeten und Posaunen, Baßtuba und Pausen, dazwischen das Glockenspiel tragen nach fünf Jahren mit wenigen Marschritten ganz Deutschland in diese rote Stadt hinein.

Am Rinnstein stehen Menschen, steht Lüddecke. Sein Rücken fiebert vor Kälte und Hitze. Tränen verschleiern ihm die Augen, so geht ihm die Musik an die Nieren. Es ist sein Marsch, sein Parademarsch. Nicht dem Regiment gehörte er, sondern jedem einzelnen. Als sie zur großen Schlacht in Frankreich marschiert sind, damals im März 1918, hat er ihn zum letzten Male gehört. Lüddecke wird angerufen. Barkhoff und alle Freunde marschieren in langen breiten Ketten vor dem Tambourmajor. Lüddecke rührt sich nicht. Nur in seinen Beinen bis zu den Zehenspitzen hinunter pulst Tempo 114. Jetzt kommt der Bataillonskommandeur mit seinem Adjutanten. Ihre Degen glänzen. So einen hatte Lüddecke bis zum Januar 1919. Dann haben ihn Schergen bei einer Haussuchung in seiner Wohnung vor den Augen seiner grauhaarigen Mutter zerbrochen. Der Major sieht wie ein Bärenbeißer aus. Vor dem

Einmarsch waren ihm die Namen seiner Toten genannt worden. Barsch und verbittert blickt er auf die Zivilisten links und rechts vom Straßenrand. „Verfluchte Bande!“ mag er denken. Der Blick des Mannes trifft auch Lüddecke, den Oberleutnant der Reserve. Dem geht die Hand an den alten, grauen Hut, und ihre Augen kreuzen sich. Was kümmern Lüddecke die Gedanken des Majors. Er grüßt den ganzen preußischen Kommis, er grüßt jeden Gewehr-
lauf, jeden Mann, auch den letzten, der sein graues Fahrrad schiebt.

Lüddecke hat soeben nicht die Westfront erlebt, auch nicht Blut und Stahl, sondern die Gewißheit, daß es nur eine Anständigkeit und eine Ehrlichkeit gibt: die des deutschen Soldaten.

Der Nebel hat den feldgrauen Bloß wieder aufgenommen. Dampfer wird die Pausenmusik und vergeht so schnell, wie der Gardestern im Schellenbaum aufleuchtete.

Der Major mit dem Bärenbeißergesicht wird die Leute am Straßenrand weiterhin so barsch und verbittert ansehen, und vor dem nächsten Dorf einer anderen Kompanie wiederum den Befehl zum Säubern geben, weil er Soldat ist. Morgen und auch in den nächsten Zeiten. Immer Soldat. Später aber, wenn man ihn nicht mehr brauchen kann, wird er irgendwo im Garten stehen oder am Straßenrand. Nasses Herbstlaub wird ihm wie Lüddecke auf den Zivilmantel fallen, und sein Herz wird brennen von dem großen Heimweh, das nur Soldaten kennen.

Ein feuchtes Lindenblatt fällt Lüddecke auf die Hand. Er wischt es ab und geht still fort.

„Gelt, des wor scheen?“ sagt eine alte Frau unterwegs zu ihm. Er sieht in ein verhärmtes und doch freundliches Gesicht und nickt.

Lüddecke schlägt den Weg durch den herbstlichen Stadtpark ein. Frauen fegen gelbes Laub zusammen; aus den Rasenbeeten nehmen die Gärtner die Knollen der verblühten Georginen. Rosenstöcke werden tief zur Erde herabgebogen und mit dunkelgrünem Tannenreisig zugedeckt. Am Ententeich ist das Schilf gelb und hart geworden, und das kleine weiße Sutterhäuschen mit dem grünen Dach ist auch schon fort. Eine Weide neigt ihr kahles Haupt über den Weg. Sie hat ihre schmalen silbernen Blätter wie einen Teppich unter sich gebreitet. Lüddecke geht um den Teppich herum. Eine

Erinnerung ist ihm gekommen. Im Garten der Eltern stand einst ein Kastanienbaum, der seine Blüten auf die schmalen Gehsteige streute. Wie litt es die Mutter, daß diese Blütensterne fortgesetzt wurden. Sie blieben liegen, bis die Erde sie wie schmelzenden Schnee aufgenommen hatte. Darum trat er jetzt auch nicht auf das hingestreute Silber der Weide. Bei der alten Eiche, die schon über hundert Jahre hier Posten steht und aus deren brauner Krone jetzt der Nebel tropft, verläßt Lüddecke den Park.

Versehnt geht Lüddecke heim. Hin und wieder trifft er Gruppen von Menschen, die eifrig über das heutige Ereignis sprechen. Unter einer Laterne, deren gelbliches Licht in der hereinbrechenden Dämmerung erst schwach strahlt, steht ein Mann hinter einem Verkaufsstand und bietet Bratwürste an. Heute ist noch Oktobermarkt. Die Budenbesitzer hatten wegen der Unruhen in den letzten Tagen nicht mehr verkauft, doch seit heute mittag haben sie wieder Mut. Lüddecke ißt Würste und geht auf den großen Anger. Bei der Schießbude kribbelt es ihm im Zeigefinger der rechten Hand. Der Reihe nach schießt er die weißen Tonpfeifen ab, bekommt von dem Mädchen „Schießen der Herr einmal“ einen goldenen Papierorden, den er ihr wieder auf die pralle Brust drückt. In einem Zelt trinkt er einen Maßtrug Kulmbacher und ißt einen Radi und will dann auf geradem Weg nach Hause gehen. Vor dem überfüllten, letzten Bierzelt stehen viele neugierige Zuschauer. Interessiert tritt Lüddecke heran.

Vor der bayrischen Kapelle steht in launiger Unterhaltung mit dem Dirigenten Wilhelm Barthoff.

„Zwei Maßkrüge für jeden Mann Ihrer Kapelle, wenn Sie es spielen.“ Der Dirigent lacht. Sein Gesicht ist ein Troßdem und ein Aber. Lüddecke sieht nun an langen Tischen seine Leute sitzen. Ungesehen geht er weiter und hört dann die verschwommene Melodie von der Wacht am Rhein. Gestern wäre bei einem solchen Lied das Zelt wohl von den Roten gestürmt worden.

Die Wacht am Rhein meint der Franzose zu halten, doch Lüddecke und viele andere wissen es besser. Mögen die Clairons schmettern und die schwarzen Soldaten den Bürgersteig beherrschen. Die deutsche Wacht, wenn auch von den Bajonetten der Welt begrenzt, war auch da. Sie fährt zur Nachtzeit über den Rhein, will nichts

von der Lorelei wissen, wohl aber von den Nibelungen und von Hagen. Jenseits des Ufers geht der Weg zur Stadt der Kaisergräber. Speyer. Mitten aus dem Kreis der Separatisten heraus wird der Verräter Heinz Orbis mit einigen anderen Verrätern gerichtet. Pistolenschüsse übertönen Clairons. Die deutsche Wacht steht am Rhein, sie steht in München und im Norden bei den Bauern. Es sind Vorpostengefechte, ohne Befehl ausgeführt, bald werden alle nur der einen Stimme folgen.

Lüdeckes Blut glüht. Der Tag wird kommen.

Der November zieht schwer über die Stadt hinweg. Der Ruß der Fabriksschote, von keinem Wind bewegt, fällt in die träge Trübnis. Lüdecke arbeitet, Barthoff arbeitet. Alle tun ihre Pflicht. Spricht sie jemand an, oder klingelt unvermutet der Fernsprecher, dann erschrecken sie, „nun ist es so weit“. Doch es war wieder nichts Besonderes.

Eines Abends arbeitet Lüdecke am Zeichenbrett. Er tut es, um den Feuerbrand im Innern zu dämpfen, tut es, um sich zu besinnen, daß er eigentlich Konstrukteur ist und noch Brücken entwerfen kann. Voll Leidenschaft und Schönheit sind seine einfachen Zeichnungen. Hochragende Bogenbrücken in schlichter Form, den Materialaufwand auf das Mindestmaß beschränkt, sind seine Freunde. Sie erregten in einer Industrieausstellung Aufsehen, die Arbeit wurde mit einem Preis ausgezeichnet, dabei blieb es. Nun konstruiert er weiter und legt das Fertige in seine großen Mappen. Er arbeitet gern und wird sich dabei bewußt, daß sein Leben nicht nur Wert als Führer einer revolutionären Ortsgruppe hat.

Die Zeit geht auf Mitternacht. Lüdecke schiebt das Zeichenbrett beiseite, löscht die Lampe und öffnet das Fenster. Er tut dies immer vorm Schlafengehen. Mit beiden Armen liegt er in der dunklen Fensteröffnung und atmet in vollen Zügen die kühle Nachtlust ein. Seine Heimat ist schön. Mag die Stadt schmutzig wie ein Kohlenträger sein. Wo Preßlufthämmer lärmten und hydraulische Maschinen Eisenbleche walzen, können keine Lerchen singen. Drüben, in der roten Lohe des Gußstahlwerkes, stehen gespensterhaft hohe Schornsteine. Sie stützen den Himmel. Wie riesige Sodel heben sich die langen Werkhallen scharf ab. Weiter links, wo der

helle Schimmer ist, rollen die erzenen Güter in die Welt hinaus: der Verschiebebahnhof. Ein Lachen von der Straße bringt Lüddecke auf andere Gedanken.

Langsam fährt unten ein Auto. Der Sucher huscht von Hausnummer zu Hausnummer. Lüddecke stutzt und lehnt sich zurück. Das Strahlenbündel bleibt auf der Zahl neben seiner Haustür einen Augenblick stehen und erlischt. Dem Mann zuckt es durch den Körper. Seine Hände fahren über die Schläfen, über den Kopf, daß das Haar knistert.

„Ruhig bleiben“, sagt er, als wolle er seinem Stoßtrupp vorm Sturm das Sieber nehmen.

Er nimmt den Rock von der Stuhllehne, zieht ihn an. Steckt Kragen, Schlips, Pfeife, Tabak und was sonst verstreut in der Stube herumliegt, in die Taschen. Mit einem Schritt ist er wieder am Fenster. Zwei Männer gehen auf die Haustür zu. Sassen an. Rütteln. Lüddecke schnürt den ersten Stiefel zu. Setzt den Hut auf. An der Haustür wird stärker gerüttelt. Lüddecke ist beim zweiten Stiefel, ist fertig. Er reißt den Lodenmantel von der Wand, zieht den Rucksack unterm Bett hervor. Die Gedanken arbeiten wie noch nie. Auf den Hausboden kann er nicht — dort finden sie ihn. Er muß nach unten, bevor das Treppenhaus hell wird. Sein Ohr lauscht. Ein Fenster wird geöffnet. „Aufmachen“, gebietet einer der Männer. Der Hauswirt fragt verschlafen nach dem Begehr. Unverständliche Worte werden leise getauscht, und doch hört Lüddecke „Polizei“. Jetzt hat er Gewißheit. Mit einem Ruck ist er vom Fenster fort. An der Tür. Schließt ab. Nimmt fünf Treppenstufen auf einmal. Für einen Augenblick hemmt er den Schritt und geht auf den Zehenspitzen an der noch verschlossenen Haustür vorüber. Dann rennt er durch den Keller in den Hintergarten. Ein Zaun mit Brombeergerank versperrt ihm den Weg. Er klettert hinüber. Die Stacheln reißen und halten ihn fest. Er zerrt sich hindurch und hinüber. Nun ist in dem Treppenhaus hinter ihm Licht. Eine Gartenlaube nimmt ihn auf. Kaninchensfalle sind darin untergebracht. Lüddecke will weiter. Wohin? Es rinnt ihm warm über die Hände. Blut. Risse von den Brombeerranken. Er zwingt die Nerven zur Ruhe, zum Denken. Etwas weiter links, wohl sechs Häuser entfernt, ist auf der an-

deren Seite des Bloßs der Hauseingang einer Bierstube noch nicht abgeschlossen. Wenn dort ein Posten stände? Pfui Teufel, diese Jagd! Lüdeckes Hand öffnet das Pistolenfutteral und entschärft die Waffe. Jetzt würde er schießen und sich nicht wie ein Dieb festnehmen lassen. So oder so. Gleichgültig, wo die Kugeln der Gegenseite ihr Ziel finden. Von Gebüsch zu Gebüsch, über moderne Blumenbeete, Buchsbaumsteige und Zäune arbeitet er sich hinweg. Der Rußsack geht verloren. Einmal sieht Lüdecke sich um. Das Nachbarhaus ist nun auch erhellt, und im Garten blißen Taschenlampen auf. Der Mann lacht tief im Halse. Vom letzten hohen Bretterzaun läßt er sich hinabgleiten und steht auf dem Hof der Kneipe. Zwei Trunkene erzählen sich bei der Hintertür lallend eine Zote. In der Gaststube ist ein Singsang: „ . . . eine Blonde, Braune, je nach Lust und Laune —“, und im Dunkeln steht einer und wischt sich das Blut von den Händen. Sieht nach der Uhr. Zwei Stunden nach Mitternacht. Die Pistole hält er in der rechten Hand. Das Warten vor den Betrunkenen macht fast irr. Aus einer Tür kommen angeheiterte Mädchen. Sie fallen den Männern um den Hals und ziehen sie singend in das Lokal hinein. Lüdecke holt Luft. Klappt den Mantelkragen hoch, geht scheu über den langen, schmalen Hausflur, zittert ein wenig, als der Fuß die Straße erreicht, und ist — frei.

Ein erbärmlicher Tag bricht an.

Der Nebel tropft wie Regen. Der Tag weint. Wolkentücher verhüllen das Antlitz der Sonne.

9. November 1923. Tag des Verrats, des Todes.

Wo ist Deutschland? Wo sind die Eichenfränze, und wo die goldenen Sahnenspißen?

Nichts!

Nein!

Schafft Holz für Kreuze und Tücher für die Tränen.

Um Mitternacht war eine Pistolenkugel in die Saaldecke des Bürgerbräukellers geschossen worden. Ein Schlüsselpunkt für fünf Jahre Schurkentum. Schon spannten Männer ein Pergament für die Geschichte ihres neuen Volkes, da spritzte das Eisen in das verflingende Lied aller Deutschen hinein und traf die Besten.

Das Leid ist groß. Der Gram tief. Und nirgends ist ein Führer mehr. Glücke sind mehr als ein Gebet. Benommen und verzweifelt sind die Getreuen. Ein Glück nur bleibt: Kameradschaft. —

Barthoff hat am frühen Morgen einen fernmündlichen Anruf. „Hier ist Fritz. Vorsicht!“ Auf diesen Warnungsruf weiß er keinen Reim, auch wundert ihn Lüdendes Verhalten. Um acht Uhr flammt die kleine rote Glühlampe auf: „Zur Direktion kommen!“

Bekommen tritt Barthoff ein. Der erste Direktor, der zweite, sein Schwager, der Personalchef und zwei Kriminalbeamte stehen schweigend in dem eichengetäfelten Raum. Keiner spricht mit ihm. „Was soll ich?“ Die Antwort bleibt aus. Es klopf. Weigel tritt ein. Jetzt weiß Barthoff, daß es um München geht. In einem Nebenraum werden sie einzeln ausgefragt. Ihre Aussagen sind wertlos, und wo Lüdede sich verborgen hält, wissen beide wirklich nicht.

Beim Hinausgehen wird Barthoff von seinem Schwager angerufen.

„Deine Freunde in München sind alle gefangen oder erschossen worden.“

„Nein, das ist nicht wahr, kann nicht wahr sein.“

„Doch“, wird sachlich erwidert, „ich hatte eben ein Gespräch mit München. Alles aus.“

„Nein, das glaub' ich nicht!“

„Laß es Dir eine Lehre sein.“

Barthoff ist wie von Sinnen. Draußen stützt er sich auf den Türbrüder. Die Erregung nimmt ihm alle Kraft. Nein, sein Schwager hatte nicht wahr gesprochen. Sie wollten Revolution machen, damit in Deutschland alles besser würde. Und nun sollte das nicht mehr sein? Wie ein Schlafwandelnder geht er durch die langen Gänge an seinen Platz. Kein Wort kann er sprechen. Seine Kollegen lächeln. Am Abend wirft er die Arbeit des Tages in den Papierkorb.

Am Schwarzen Brett beim Pförtner ist ein Extrablatt angeschlagen. Viele Arbeiter stehen davor. Barthoff eilt hin. Sein letztes bißchen Hoffnung wird zunichte. Mitten zwischen spottenden, lachenden und hart debattierenden Arbeitern steht er und liest, und je mehr die Augen die schwarzen Zeilen aufnehmen, desto größer

wird das Brennen im Halse. Er schluckt und würgt, als seien Gift und Galle in seiner Kehle. Das Reden um ihn trifft ihn wie ein Steinhagel, tut ihm entsetzlich weh. Jeden Arbeiter möchte er totschlagen oder ihm den Mund stopfen. Doch dann läuft er blindlings fort und heult. Einsam will er sein, aber um diese Zeit sind überall Menschen, und alle sprechen von München, sind glücklich und froh, daß ihre Regierung gesiegt hat, und daß alles gut an ihnen vorübergegangen ist. Zwischen ihnen wandert einer mit wunden Gedanken und setzt in seinem Herzen eine schöne Sahne auf halbmaß. Nirgends trifft er einen Freund. Er sucht und sucht. Kurz vor Ladenschluß geht er in das Geschäft, wo Schwarz arbeitet, und kauft zum Abendbrot ein. Nebenbei fragt er nach seinem Freund.

„Der ist heute fristlos entlassen“, antwortet ihm die Verkäuferin. Barthoff hätte die gekaufte Ware liegen lassen mögen. Abgespannt erreicht er seine Wohnung.

Der traurige Tag schläft ein. Auf einer Wolke, die einer lahmen, gebrochenen Adlerschwinge gleicht, pflügt die Mondsichel durch hohe Einsamkeit.

Barthoff ist entlassen, Weigel gekündigt, ein großer Teil der Kameraden ebenfalls. Sie suchen Brot. Gehen lange Wege und kommen leer zurück. Für Marodeure und Putschisten ist kein Platz, meinen die Betriebsräte. — — Barthoff hat einen kleinen, grünen Zettel, von Freundeshand, in seiner Brieftasche. Er liest ihn gern, er ist sein Trost und läßt ihn auch die Schmach nicht vergessen:

„An Alle!

Nicht verzagen! Bleibt einig!

Folgt dem jeweiligen Führer treu und gehorsam und folgt dem Vaterland und nicht seinen Verderbern!

gez.: Adolf Hitler

Geschrieben im Augenblick der Festnahme!“

Auf der anderen Seite steht:

„Wie Adolf Hitler verhaftet wurde.

Am 11. November 1923 um fünf Uhr nachmittags begann grüne Polizei das Haus, in dem Adolf Hitler wohnte, langsam zu umstellen. Im Verlaufe von fast zwei Stunden wurde ein immer größeres Aufgebot grüne Polizei herangezogen, um das

haus sicher einkreisen zu können. Hitler beobachtete aus dem Fenster diese Schergendienste für die Männer, welche ihn in einer Schicksalsstunde verraten haben, und rief ihnen zu: „Langt es noch immer nicht für einen Mann?“

Als die Polizei dann die Treppe nach oben kam und ihm seine Verhaftung verkündete, sagte er ihr: „Ich habe für Sie nur Verachtung!“ Dann wurde der verratene Mann mit einem Lastauto verschleppt, und er, der einzig und allein in diesen fünf Jahren gegen den marxistischen Hochverrat und für Deutschlands Freiheit mit nie ermüdender, glühender Vaterlandsliebe gearbeitet hatte, er wurde in dem angeblich national regierten Bayern behandelt wie ein Verbrecher! Ganz München hat bewiesen, daß es in unwandelbarer Treue und Liebe zum Führer der deutschen Freiheitsbewegung steht und auch nichts als Verachtung hat für diejenigen, welche diesen Freiheitskampf verraten haben aus Furcht, daß Hitler sie von dem angebotenen Posten nach vierzehn Tagen etwa absetzen würde. Das war der Kern der Rede, welche General von Lossow an seine Truppen gehalten hatte, als er seinen Verrat zu beschönigen versuchte... „Das deutsche Volk sieht nach wie vor in Adolf Hitler und heute mehr denn je den Führer in kommenden schweren Zeiten und schwört ihm unverbrüchliche Treue in kommenden Schicksalstagen.“ —

Über eine Kerkertür ist der Riegel gefallen. Dumpf wie eine Trommel im Herbstregen ist die Zeit. Barthoff lauscht in die Nächte hinein und horcht auf Lüdeskes Stimme. Kein Ruf, kein Schritt kommt zu ihm.

An einem trüben Abend will Barthoff seine Schwester besuchen, doch der Diener gibt ihm an der Tür den Bescheid, daß seine Schwester nicht zu sprechen sei und der gnädige Herr Barthoffs Besuch nicht wünsche. Barthoff will den Diener mit dem glatten Gesicht beiseiteschieben. Er weiß, seine Schwester weist ihn nicht ab, doch dann nimmt er seinen Hut wieder vom Haken und geht aus dem Haus. Barthoff muß einen Menschen haben, mit dem er sprechen kann. Er geht weiter, geht so lange, bis er in eine Straße mit hohen Häusern kommt. Hier wohnt Weigel. In der kleinen Wohnung ist ein süßlicher Geruch. Am Ofen sind Windeln

und andere Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Frau Weigel hat das jüngste Kind an der Brust, die größeren spielen auf dem Fußboden mit alten Baustöcken. Nach einer Weile kommt der Älteste von seiner Lausstelle heim. Er legt einige Münzen auf den Tisch. Trinkgeld von den heutigen Botengängen. Die Frau legt noch etwas Geld dazu, drückt es dem Jungen in die Hand und schickt ihn zum Krämer. Sie ist glücklich, den Freund ihres Mannes bewirten zu können. Aus der ersten Befangenheit wird eine harmlose Unterhaltung. Weigel spricht nicht viel. Er hat trockenes Brennholz aus der Forst geholt, und das hat ihn müde gemacht. Beim Abendessen, Kartoffeln mit Quark, wird er munterer und erzählt von einem Streit, den er mit dem Förster gehabt hat. Barthoff mag zuerst nicht zulangen, doch die Frau bittet und nötigt, bis er tüchtig mitißt, und der dünne Malzaffee hinterher schmeckt ihm gut. Als die kleineren Kinder zu Bett gebracht sind, kommt die Unterhaltung auf München, auf die Arbeitslosigkeit, auf den großen Alltag. Kein Wort des Verdrußes sagt die Frau. Leise geht sie in die Küche. Die Nähmaschine rattert. Frau Weigel näht Wäsche für ein Kaufhaus. Barthoff und Weigel erzählen. Ihnen gegenüber sitzt der älteste Sohn und macht aus Zigarrenstübenbrettern Weihnachtsarbeiten für seine Mutter. Es wird ein Wandkonzol. Öfters reißt die Laubsäge in dem spröden Holz, aber der Junge arbeitet unentwegt weiter. Barthoff denkt an Weihnachten, an alte Glaskugeln. Er sieht seine Mutter wie eine Klassenälteste mit niedergeschlagenen Augen und gefalteten Händen neben dem Tannenbaum stehen und hört die Weihnachtsbotschaft. — Als er heimgeht, gibt er dem Jungen ein Geldstück, damit er sich neue Sägen kaufen kann. —

Barthoff hat einen Brief nach dem Norden Deutschlands geschrieben und wartet nun auf Antwort. Er mag nicht ohne Arbeit in der Stadt sein. Was nützt ihm das Technikum, was das Einjährigzeugnis und was sein väterliches Erbe, das vorläufig noch der Vormund verwaltet? Seine Begeisterung will er behalten und sich treubleiben.

Endlich kommt der Willkommensbrief von dem Freunde seines toten Vaters. Christian Borgmann ladet ihn ein. —

Bei jedem Dorf hält der Zug. Manchmal sind nicht einmal Häuser zu sehen, nur eine kleine, windschiefe Rampe. Leere Milchkannen klappern. Wenn der Zug weiterfährt, bleiben die Kannen, volle Säcke und Körbe, zurück. Herrenlos. Später werden sie abgeholt. Die Männer, die aufsteigen, haben viel Landstraßenschmuck an den Stiefeln, und bei den Frauen hängt er am Saum ihrer langen Röcke. In der Mitte des großen Abteils legen sie ihre Traglasten ab. In einem Sack sind kleine Serkel, der Stoff bewegt sich, und helles Grrunzen und Quietschen ist zu hören. Am Rand eines großen Spantorbes, über dem ein gemustertes Tuch ausgebreitet ist, hängen an dünnen Säden kleine fettige Zettel. Mettwürste. In einem anderen Korb liegen, sauber gerupft, fette Enten. Von Station zu Station häuft sich der Reichtum. Im Abteil spricht keiner mit dem andern. So langsam sind die Menschen mit ihren Bewegungen wie die Fahrt des Zuges. Auf einer Station wird ein Wagen mit Schweinen angekoppelt, und ein Wagen mit Dünger scheidet aus. Der Zug nimmt alles mit, was auf den Stationen auf ihn wartet. Morgens fährt er in die Kreisstadt und abends kehrt er zurück. In der Zwischenzeit sind die Gleise tot.

Das Land liegt einsam und verlassen da. Einige Felder tragen den spärlichen Glaum der Wintersaat, auf andern sind Rübenblätter zu kleinen Hügeln zusammengeworfen. Viele Räder Spuren auf dem Feld laufen wirr und bunt wie auf einem Schnittmusterbogen durcheinander.

Barthoff gegenüber sitzt rauchend ein älterer Mann. Immer wieder erlischt die Tabakpfeife, und es brodeln darin wie in einem Teekessel. Der Fußboden ist von den abgebrannten Zündhölzern bedeckt. Ein anderer Mann wickelt aus einem Zeitungsblatt einen Knust Schwarzbrot und ein Stück Speck, holt ein Messer aus der Tasche, wischt die Klinge erst am Hosenbein ab und ißt. Dann glättet er überm Knie das Stück Zeitungspapier und liest. Neben Barthoff sitzt ein Mädchen in einem seidenen Kleid, sie trägt schöne Strümpfe und Lackschuhe. Ihre roten Arme sind so fremd zu der Seide, wie der goldene Ring mit dem blauen Stein an ihrem geschwollenen Finger. In ihren Augen liegt die Erwartung eines nahen Festes.

Barthoff spricht den Mann mit der Pfeife an, der sieht verständnislos auf, legt die Hand an die Ohrmuschel und fragt: „Wie?“ Barthoff wiederholt seine Worte, sein Gegenüber schweigt. Der Mann ist schwerhörig. Es ist wieder still.

Endlich pfeift und läutet die Lokomotive zum letzten Male. Der Zug hat die Stadt erreicht. Mit eigenartigen Gedanken der Neugierde und des Zweifels steigt Barthoff aus. Auf dem Bahnhof warten einige Frauen und Kinder, es wartet ein Hoteldiener, ein Jagdwagen, ein zweirädriger gelber Postkarren und ein Milchwagen. Auf Barthoff wartet keiner.

Der Kutscher des Milchwagens sagt ihm, daß er einige Stunden marschieren muß. Der Weg geht quer durch die Stadt. Das Pflaster ist holperig, und zwischen den runden Steinen steht kurzes, welkes Gras. Vor den Fenstern der Häuser haben die Bewohner viele Töpfe mit grünen Gewächsen stehen, und an den Fensterkreuzen sind Spiegel angebracht, damit alles vom Zimmer aus beobachtet werden kann. An einer Ecke begrüßen sich viele Hunde, an einer anderen, an der eine Pumpe steht, mehrere Frauen, die Wasser holen. Als Barthoff vorüber ist, ruht der Pumpenschwengel. Alle Augen folgen dem Fremden. Vielleicht tritt er in ein Haus, und dann könnten die Frauen eine Neuigkeit erzählen. Ein Ratsdiener mit blauer Mütze, blauer Aktenmappe und blauer Nasenspitze begegnet Barthoff. Sie mustern sich beide. Kleine Mädchen begrüßen ihn mit einem Knick. Aus der breiten Ladentür eines Krämergeschäftes kommt der Duft von Peitschenriemen, Holzpantoffeln, Stiefelfett, Kaffeebohnen, Bonbons, Gewürzen, Seife und was sonst noch alles in den Schubfächern, Regalen und an der Decke wirr durcheinander vorhanden ist. Der Duft ist so bunt und schön, wie Barthoff ihn nie zuvor verspürt hat. Im Schaufenster stehen und liegen Sensen, irdene Töpfe, Gläser, Tassen, Saattüten und tote Fliegen.

Zwischen alten Scheunen mit schiefen Fachwerkwänden liegt eine Grünanlage. Hinter der niedrigen Buchsbaumhecke hat der Wind verblichene Zeitungsreste, Strohhalme und Laub zusammengeweht. Unter einem jungen blätterlosen Baum steht ein leerer Drahtkorb für Papier, daneben eine eiserne Bank vom „Verschönerungs-

verein". Ein Sägewerk, dessen kleines Gatter ein helles Klingen über die letzten Häuser wirft und Barthoff noch bis an die ersten Baumreihen der Landstraße begleitet, ist das Ende der Stadt.

Nun liegt das Land eben vor ihm. Der Tag ist klar. Bis dahin, wo die Erde dem Himmel die Hand gibt, geht die Straße. Birken und Ebereschen geben ihr ein dunkles, durchsichtiges Saumband, und in den Baumtronen hängen als vergessene Sommerfahnen letzte Halme vom Heu. Im blätterleeren Schlehgestrüpp glänzen noch einige blauschwarze Beeren, und der wilde Rosenstrauch unter der alten borstigen Birke hat sich die Hagebutten wie rote Liebesfeuer angezündet. Das untere Gezweig ist von Spinnweben überzogen, und zwischen den Säden hängen blinkende Regentropfen. Die Dolden der Ebereschen sind längst zur Erde gefallen, doch ihr Saft liegt noch als große gelbe Flecken auf dem Weg. Im Straßengraben modert Laub. Hier keimt, blüht und stirbt alles in der Stille. Sie ist Barthoff so neu und ungewohnt, daß er weit nach vorn und weit zurückschaut, doch er entdeckt keinen Menschen, nur ein Bussard hockt unbeweglich auf einem Wiesenpfahl. Der Wanderer verlangsamt den Schritt. Er denkt an Lüdese, an Weigel, an seine Schwester und sieht eine feldgraue Mähe mit einem Edelweiß und darunter ein hartes Antlitz. Henningsen. Er denkt an den Bauern, an die Arbeit, und daß er hier auf fremder Straße geht, nichts hat und nichts ist.

Hinter einem Busch steht ein schiefes Windzelt. Es ist vielfach gesplitzt. Zwei Steinschläger, Mann und Frau, die mit Lederstücken ihre Hände schützen, zerschlagen mit langen Stielhammern die Steine zu Schotter. Ihre Kinder spielen vor der ärmlichen Erdhütte mit einem borstigen Hund. Zwischen den Bäumen hängt auf einem Strich graue Wäsche.

Der frühe Nachmittag bringt dieselbe Luft. Barthoff schreitet tüchtig aus. Eine Anhöhe hindert am weiten Sehen. Hinter ihr steht ein Windrad wie eine große Sonnenblume mit ausgebreiteten Blütenblättern. Ein schiefer Wegweiser zeigt mit seinem Arm auf einen schmalen Landweg mit alten gekröpften Weiden, deren Stämme vor Alter gespalten sind und wohl nur durch die wilden Hopfenranken gehalten werden. Barthoff hält in einem einsamen

Krug kurze Rast. Die Luft in der Gaststube ist verbraucht und riecht scheußlich. Der Wirt hat eine zerrissene Wollweste an und schenkt Barthoff ein Glas Bier ein, das er nicht austrinken kann, so abgestanden schmeckt es. Schnell ist Barthoff wieder draußen.

Der Weg ist so zerfahren, daß Barthoff auf dem aufgeweichten feuchten Ader gehen muß. Ein Wald liegt vor ihm. In den kahlen Baumkronen steht die Luft wie ein blauer Dunst, und in dem braunen trockenen Laub der Busche herrscht der Wind. Endlich ragt ein roter, stumpfer Kirchturm aus dem Land empor, und hinter ihm läßt eine Windmühle ihre weißen Flügel in die Wolken fliegen und wieder auf den Boden verschwinden, immer wieder.

Die ersten Häuser engen die Weite. Dunkle Strohdächer drücken das Dorf zur Erde. Hohe Bäume wachsen über den Giebeln. Die Dorfstraße ist schwarz, und in der Masse liegen Dungfladen und helles Stroh. In den Scheunen summen Maschinen, und unter einem offenen Geräteschuppen sitzt auf einer Aderwalze regungslos eine Schar Hühner.

Barthoff verhält den Schritt. Links am Wege steht ein leeres Haus. Die Türen knarren in den rostigen Angeln. Im Stall steht kein Vieh, und der Hofplatz ist mit Gras bewachsen. Die Scheune hat ein aufgerissenes Dach und eine herausgefallene Seitenwand. Ein Teil des Zaunes ist umgeweht, und die hölzerne Pumpe ist mit Moos bewachsen. Es ist eine ausgepfändete Bauernstelle, auf der keine Kaze mehr satt wird.

Barthoff glaubt, kein Mensch hätte ihn bisher gesehen, aber aus dem gegenüberliegenden niedrigen Hause schaut schon längst ein neugieriges Gesicht mit einer verbogenen Brille auf der Nase heraus. Das ist Sötmelt. In der Woche sitzt er, die Beine kreuzweise unter sich, auf dem Tische und macht neue Hosenböden für die Tagelöhner und Knechte. Sonnabends und Sonntags rasiert er und schneidet Haare, und am Sonntagabend spielt er im Dorftrug die Klarinette. Er spielt sie nicht immer, denn hin und wieder bekommt er von einem Dorfbewohner eine kalte Abreibung, weil sein loses Maul immer wie eine Pfeffermühle geht und er aus jungen Leuten, die in schummeriger Stunde zusammen durchs Korn gehen, gleich Brautpaare werden läßt. Nun ist sein linkes Auge wieder gelb und

blau, und die Klarinette muß beim nächsten Tanz der alte halbblinde Schäfer von dem Bauern Tofelde spielen. Doch das ist jetzt nebensächlich für ihn. Sötmelf will wissen, was das da drüben für ein Fremder ist. Das macht ihn so aufgeregt, daß er den schwarzen Nähfaden in seiner Hand um den linken Zeigefinger auf- und wieder abwickelt. Nun pläzt sein neugieriges Gemüt, er wuppt herunter vom Tisch und läuft in die Küche zu seiner Frau. Im Dorf heißt sie die „Polnische“. Sie ist als junge Erntearbeiterin durch Sötmelf hier hängengeblieben.

„Wer is datt?“

Die Frau schüttelt die breiten Schultern.

„Weeß nich.“

„Schade“, sagt Sötmelf, „nu is hei weg.“

Bei der Kirche trifft Barthoff den ersten Menschen, einen flachshaarigen Jungen, mit einer Ziege an der Leine.

Eine graue Mauer aus Feldsteinen trennt den Hof des Bauern Christian Borgmann von der Dorfstraße. Unter alten hohen Pappeln steht das Wohnhaus mit weißen Fensterrahmen und blanken Scheiben. Eine lange Scheune steht links, und ihr gegenüber, viele Jahre jünger, das Diebhaus aus roten Backsteinen. Der Kettenhund bellt ohne Unterlaß. Aus einer Stalltür tritt eine Magd mit vollen Eimern. Sie bietet die Zeit. Barthoff streicht an dem Kratzeisen den Schmutz von den Stiefeln, klinkt die Tür auf und steht auf der dämmerigen Diele. Niemand hat ihn gehört. An einer Tür steht in weißen Buchstaben „Gemeindebüro“, und hinter ihr reden viele Männer regellos durcheinander. Barthoff hat den Drücker einer anderen Tür schon in der Hand, da wird die Tür von innen aufgestoßen. Er steht vor einem jungen Mädchen mit einem Arm voll Wäschestücke. Das Mädchen erschrickt. Barthoff nennt seinen Namen.

„Ich heiße Thilde Borgmann. — Mein Vater hat noch Versammlung, aber ich werde Mutter rufen.“

Befangen geht das Mädchen hinaus. Der Mann sieht sich in der Stube um. Viel Platz ist darin. Die Möbel sind sparsam gesetzt und sind alt. Ihre Politur hat einen Glanz aus fernen Tagen. Die Bilder an den Wänden sind auch älter als die Menschen, die hier

jetzt die Rahmen und das Glas putzen. In der Stube ist nichts, was auf Jahrmärkten gekauft oder wegen eines augenblicklichen Einfalls vom Handwerker angefertigt wurde.

Die Bäuerin tritt ins Zimmer. Mit leiser Stimme entbietet sie Barthoff den Willkommensgruß und zeigt ihm sein Zimmer. Die Wände sind weiß getüncht und ohne Schmuck. Das große Bett hat einen weiß-blau gemusterten Überzug und füllt fast eine Seite der Stube. Ein Tisch und zwei Stühle, in der Form verschieden, bilden die Einrichtung.

Barthoff muß lange auf den Bauern warten. Inzwischen kommt der Hoferbe, Klaus. Er ist beim Förster gewesen, um nachzufragen, wann der Vater sein Holz holen lassen kann. Barthoff plaudert mit ihm und weiß bald, daß Thilde die Älteste der Geschwister ist und Friedrich noch das Gymnasium in der Stadt besucht und nur in den Ferien nach Hause kommt. Thilde deckt schweigend den Abendtisch. Aus der Küche kommt der Duft brüselnder Bratkartoffeln, so daß Barthoff das Wasser im Munde zusammenläuft. Er hat recht schaffenen Hunger und ist froh, ein Dach überm Kopf zu haben. Die Bäuerin setzt sich zu ihnen. Sie hat die grobe Schürze abgenommen und ist auch wohl mit dem Kamm über die Haare gefahren, denn das dunkel gescheitelte Haar liegt eng an ihrem Kopf. Herb erscheint sie Barthoff, doch ihre tiefen Augen sind gutmütig und sorgenvoll. Mit ihrem Sohn scherzt sie und neckt ihn, daß ihn am Morgen der Ganter gebissen hat, sie will noch mehr sagen, doch im Türrahmen steht groß und breit der Bauer. Laut grüßt er, drückt seinem Gast herzlich die Hand, entschuldigt sich wegen seines langen Ausbleibens und setzt sich an den Tisch. Die Bäuerin holt aus der Küche die Bratkartoffeln und saures Schweinefleisch. Kaum hat sie den Löffel dazugelegt, da sagt der Bauer „Beten!“. Alle falten die Hände, und Thilde spricht das Abendgebet. Barthoff ist dies so plötzlich gekommen, daß er seinen Kopf nicht neigen kann, er sieht auf den tief vornübergebeugten Scheitel der Bäuerin. Beim Essen wird nicht gesprochen. Jeder am Tisch hat die Augen auf seinen Teller.

Nach dem Essen geht der Bauer mit Barthoff in sein Arbeitszimmer. Thilde muß heißes Wasser, den Rum und die Zuckerdose

bringen. Der Jüngere erzählt sein Leben bis zum letzten Tag, bis zum 9. November. Aufmerksam lauscht der Bauer auf die Worte Barthoffs, hat die schwarze Zigarre zu Asche werden lassen und aus dem Antlitz seines Gastes gesehen, daß der Batterieführer Barthoff ein getreues Ebenbild hinterlassen hat.

„Herr Barthoff, übrigens darf ich wohl Wilhelm und Du sagen. Ihr vergeßt vor eurer wilden Politik in der Stadt das Notwendigste, nämlich die Arbeit.“

„Nein! Wir können noch doppelt soviel arbeiten — — —“

„Bitte!“, sagt der Bauer. „Ich habe Dich angehört und erzählen lassen. Nun spreche ich. Wir haben zu arbeiten, damit die Stadt nicht verhungert und der Gerichtsvollzieher nicht auf den Hof kommt. Wir können Politik nicht in die Erde säen, es muß immer Saatkorn sein. Ich kümmere mich nicht darum, wer in Berlin recht, und wer unrecht hat. In der Zeit, in der ich mich darüber unterhalte, kann ich dem Knecht schon helfen Schweine zu füttern und etwas Rechtes zu schaffen. Du wirst es selbst feststellen, daß hier viele politische Querköpfe sind, und Du wirst weiter merken, daß ein Bauer dem andern manchmal nicht die Einsaat gönnt, aber das schert mich nicht. Denn die Ernte kommt doch in die Stadt oder zur Mühle, und alles wird Brot. — — — Sieh Dich um, Wilhelm! Dort an der Wand hängt der Schulzenknüppel. Die ersten zwei Borgmanns haben ihn im Dorf von Tür zu Tür geschickt. Später, als er seinen Dienst nicht mehr tun brauchte, hängte man ihn dort hin, aber die Borgmanns sind Dorfschulzen geblieben, und ich bin der Sechste in der Reihe. Die vor mir waren, hatten es leichter wie ich. Auf dem Friedhof liegen sie mit ihren Frauen, und jeder Einwohner zieht den Hut vor ihrer Schlafstätte. Mein Leben muß darum auch so anständig ablaufen. — Verstehst Du das, Wilhelm?“

„Ja.“

„Die Zeit ist anders geworden. Ich leide unter vielen Dingen, meine Familie auch. Du sollst in keinem fremden Haus schlafen, darum erzähle ich Dir dies.“

„Wissen Sie noch etwas von meinem Vater?“

„Was wollen wir darüber reden! Sieh, wer den Krieg mitgemacht hat, schweigt, und wer so viel davon spricht, hat nichts

erlebt. — Dein Vater hatte trotz seiner Jahre eine zu große Begeisterung, zu heißes Blut. Er fiel für seine Batterie, für seine Kerle, die nie Hunger gelitten haben, denen nie Unrecht geschah. Er starb im Sattel, im Kampf mit der französischen Infanterie. Eine Gewehrkugel traf ihn. Kein Granatsplitter hat seinen Leib zerrissen, und es war doch Materialschlacht. Auf der Proze des wiedergewonnenen Geschützes brachten ihn seine Leute zurück. Sein Antlitz war ohne Schmerz. Die Kanoniere und Fahrer haben ihn wie einen Vater begraben, und der Kommandeur hielt am Abend vor dem offenen Grab die Abschiedsrede. Er sprach wenig, es wurde ihm sauer. — — Und nun, Wilhelm, laß uns nicht den Schlaf verderben. Gute Nacht."

Tief sinkt Barthoff in das weiche, aufgeschüttelte Federbett. Er ist so müde, daß er nicht die Aßtern in der runden Vase auf dem kleinen Tisch sieht, und nicht das bunte Bild, das auf einmal an der Wand über dem Bett hängt.

Am nächsten Morgen ist ein Regen über das Land gekommen. Dicht und fein legt er seinen grauen Schleier über die Giebel des Dorfes, so daß sie noch niedriger erscheinen. Barthoff geht durch die Scheune, durch das Viehhaus, macht sich mit den Knechten und Mägden bekannt und trifft im Maschinenschuppen den Bauern, der Messer für die Häckselmaschine schärft. Wilhelm hilft. Die kleinen Sunten an der Schmirgelscheibe sprühen. Dann erklärt ihm der Bauer die Bedienung der Kreissäge, und Barthoff zerkleinert bis zum Abend das angefahrne Holz.

Es regnet immer noch. Wilhelm muß in der Mühle eine Bestellung ausrichten. Das große, weiße Kreuz der Flügel steht still. Es ist ein Tag, an dem sich der Wind vom Pusten erholt. Der Müller, Conrad Ralf, ist ein erfahrener und ausgeglichener Mann. Viele Wanderjahre liegen hinter ihm. Wilhelm wird eine Sichtmaschine erklärt, ein Elevator gezeigt und hochoben unter der Haube das Kammerad. Es ist aus Eichenholz, die Kämme sind aus Weißbuche, der Lehrling glättet sie mit Wachs. Auf dem galerieartigen Rundgang, dem Zwischstall, läßt sich Wilhelm die Umgebung des Dorfes zeigen.

Auf dem Rückweg lernt Wilhelm den Lehrer des Dorfes kennen. Er hat ein Holzbein, das richtige ist auf der zerwühlten Dimy-Höhe

im Schlamm geblieben. Aufgeschlossen sind gleich ihre Gemüter. Der Lehrer zeigt ihm den großen Vorgarten des Hauses, die verschiedenen Bäume und Sträucher. In diesem Garten lernen seine Schulkinder Naturgeschichte. Jede Arbeit, auch die Veredelung der Bäume, machen sie selbst, und zur Konfirmation bekommt jedes Kind als Erinnerung an die Schulzeit ein selbstgezoogenes Bäumchen.

Im Hausflur hängen ausgestopfte Vögel, Eichhörnchen und Marder. Die Wohnung ist gemütlich und warm. Am Tisch sitzen drei Kinder und löffeln ihre Abendsuppe. Das Jüngste bekommt von der Mutter einen Brei. Bald sind die Kinder in ihrer Schlafstube verschwunden und rufen ungeduldig nach ihrem Vater. Ein Hemdenmaß lugt dreist durch die Türspalte. Die Mutter beschwichtigt die Kinder immer wieder, doch wenn sie die Tür schließt, beginnt das Rufen gleich wieder von neuem. Da steht der Lehrer mit dem steifen Bein umständlich auf, holt seine Geige vom Schrank und geht zu den Kindern. Zwei Geigenstriche tönen, und dann klingt das Lied „Nun ruhen alle Wälder“ durch das Haus, und die Kinder werden so still, daß das Tropfen des Regens draußen zu hören ist. So etwas kennt Wilhelm nicht. Die Frau wischt einige Brotkrumen von der Tischdecke. Das Lied geht durch das glückhafte Haus bis oben zum Dachfirst. Junge Augen schließen sich. Wilhelm kann die Frau nicht ansehen.

Der Lehrer kommt wieder. Wilhelm hat tief in ein Familienglück geschaut, wünscht mit dankbarem Händedruck „gute Nacht“ und geht. So lernt er allmählich die Bewohner kennen, und wundert sich, wie abseits von Straßen und Eisenbahn der Regentag so hohe Saiten schwingt.

Am Abend gibt ihm der Bauer die kleine Provinzzeitung und zeigt auf eine Überschrift. „Die Urteile im Hitler-Prozeß.“ Wilhelm meint, daß ihm der Artikel nur sage, daß es eine Wiederholung der vielen Tragiken sei, Schicksal verkannter Menschen. Alle Großen der deutschen Geschichte wären immer vom Volke als Knechte behandelt worden. Dem Turnvater Jahn hätte man erst fünfundzwanzig Jahre nach dem Kriege von 1813 das Eisene Kreuz verliehen, und der Freiherr vom Stein, den man den heimlichen Kai-

ser der Deutschen nannte, wäre einsam und verbittert gestorben. Ein Ulrich von Hutten wäre nicht gehört worden, und selbst ein Armin, der das römische Kreuz zerbrach und es dem Papst vor die Füße warf, sei von den eigenen Blutsbrüdern umgebracht worden.

Der Bauer sieht Wilhelm groß und verwundert an.

„Wir Jungen denken anders und glauben an das Neue.“

Eine Weile schweigt der Bauer, doch dann sagt er abschließend:
„Ich glaube nicht an das Neue.“

Das Wort ist einige Tage rar zwischen beiden. Eines Sonntags aber ladet der Bauer Wilhelm ein, mit ihm in den Dorfstrug zu gehen. Er wolle bei einem Glase Bier mit dem Wirte gleichzeitig über einige amtliche Dinge sprechen.

Im Krug „Friedenseiche“ sitzen etliche Leute und spielen Karten. Sie mustern den Neuen. Der Bauer macht ihn bekannt. An den Tischen wird wenig gesprochen, aber desto mehr begrüßelt. Beim zweiten Glas Bier kommt der Kuhjunge des Bauern und sagt Bescheid, daß der Schulze des Nachbardorfes gekommen wäre, um etwas Wichtiges zu besprechen. Borgmann steht auf, Wilhelm will auch mitgehen.
„Bleib nur sitzen, es wird nicht lange dauern. Ich bin bald zurück.“

Etwa eine Zigarrenlänge sitzt Wilhelm allein. Da betritt der Sohn des ausgebauten Bauern Lantschoh die Gaststube. Ein langer, hagerer Mensch mit schiebenden Schultern und eingezogenem, ducknädigem Kopf. Er mustert die Leute, sieht die leeren Tische an und setzt sich trotzdem zu Wilhelm. Die Luft riecht nach Schnaps. Wilhelm sieht seinem Gegenüber ruhig in die Augen, mustert das harte, vierkantige Handgelenk und weiß genug.

„Bist Du der Neue im Dorf?“

„Ja.“

„Willst wohl unsere Bullen melken?“

„Nein, Eure Ziegenböcke.“

„Bist klüger als Du ausiehst.“

„Jedenfalls nicht dümmer wie Du.“

Der Humor der Beiden ist spitz wie ein offenstehendes Messer in der Hosentasche.

Wilhelm sieht zur Tür, doch nur ein kleines Mädchen kommt herein. Es holt Zigarren für seinen Vater.

Läntschoh bestellt zwei große Schnäpse.

„Die bezahlst Du als Neuer, das ist Brauch bei uns.“

„Ich bezahle nur, was ich bestelle.“

„Bist krumm, wenn's ans Bezahlen geht?“

Wilhelm schweigt.

An den Tischen der Kartenspieler ist es still geworden.

„Prost!“ sagt Läntschoh, gießt den Schnaps hinunter und schüttelt sich. Wilhelm rührt sein Glas nicht an. Er knöpft seinen Rock zu und setzt sich breit hin.

„Mit einem Läntschoh trinkt man. Merk Dir das.“

„Du bist betrunken.“

Ein Bierteller fliegt Wilhelm ins Gesicht. Beide springen auf, und ehe einer Atem holen kann, hat Läntschoh einen knallenden Schlag ins Gesicht bekommen, daß er taumelt. Mit einem Schritt macht er sich vom Tisch frei und will auf Wilhelm stürzen, da fliegt ihm krachend ein Stuhl gegen die Schienbeine, und als ihn der auch noch nicht zu Boden bringt, zerflirrt auf seinem Schädel das eigene Bierglas. Stöhnend fällt Läntschoh hin und bleibt krumm auf dem Fußboden liegen. Der Mann, dem alle Tanzböden der umliegenden Dörfer gehören, dem kein Bursche widerspricht, wenn er ihm das Mädchen wegnimmt, hat einen Stärkeren gefunden.

Die Bauern sind erschrocken und verwundert. Der Wirt tritt dazwischen und legt Läntschoh auf das zerklüftene Wachsstocksofa mit den weißen Knöpfen. Ein Bauer erhebt sich. Die Adern liegen dick auf der Stirn.

„Machen Sie, daß Sie hier herauskommen, Sie zugewanderter Grobian. Was wollen Sie hier noch?“

„Nichts mehr. Nur noch bezahlen“, antwortet Wilhelm und streicht die Haare zurück. Ruhig steht Wilhelm in der Stube, begleicht die Zechen, auch die beiden Schnäpse. Nimmt den Hut vom Haken und geht. Unterwegs sieht er sich um, doch Läntschoh folgt ihm nicht.

Am andern Morgen steht Wilhelm im Gemeindebüro vor dem Bauern. Der alte Läntschoh wäre seine Stütze in den Gemeindefitzungen und der Freund des Kreishauptmannes. Da Wilhelm zuerst geschlagen habe, müsse er sich bei Läntschoh entschuldigen.

Im übrigen sei er gewohnt, daß in seinem Hause Ordnung herrsche, und wer bei ihm wohne, hätte sich danach zu richten.

Wilhelm lehnt es ab, sich zu entschuldigen. Er hätte in seinem Leben schon genug Hiebe erhalten und warte nicht darauf, bis sein Leder gegerbt würde, sondern schлüge im Streit zuerst.

Mit rotem Kopf bleibt der Bauer zurück.

Barthoff verläßt seine Stube nicht mehr. Er schreibt Briefe an seine Freunde. Das tut er immer, wenn die Zeit so einsam für ihn ist. Draußen ist die Wolkendecke höher geworden. Der Wind weht blaue Löcher hinein. Im Krautgarten arbeitet Thilde. Sie zieht die letzten weißen Rüben auf. Wenn sie sich von der bückenden Arbeit aufrichtet, streicht sie jedesmal mit der Hand über die Stirn und streicht ihr Haar zurück. Viel gelbes Haar umfränzt ihren Kopf, sie muß schöne Zöpfe haben, schönere wie seine Schwester, denkt Wilhelm. Nun geht sie mit dem letzten Korb ins Haus, blickt verstohlen nach seinem Fenster und wirft dann den Kopf in den Nacken. Später beim Essen sieht sie auf seine Hände, und als die Eltern von dem Knecht zu einer franken Kuh gerufen werden, sagt sie ihm ihre Meinung.

„Vater war heute sehr böse. Warum haben Sie gestern den jungen Lantschuh so übel zugerichtet?“

„Weil er mich beleidigt hat, sonst schlage ich nicht.“

„Ich glaube es Ihnen.“

Thildes Stimme ist wie eine fühle Hand, die über heiße Schläfen streicht.

„Vater hat es sehr schwer, und alle Sorgen behält er für sich.“

Wilhelm schläft sehr schlecht in dieser Nacht.

Der Wind hat den Sturm geboren. Hohl, schrill und hehend flagt er um das Haus. Lange verharrt er in diesen hellen Tönen, und endet traurig verwehend. Der Sturm kommt weit her und geht weit. Bis Sachsen. Vielleicht bis zur Donau, zum Lech und tobt um jene Festung, wo der Eine seine einsamen Tage verbringen muß. Die Männer, die um ihm waren, suchen die Fahne, irren verlassen im deutschen Drahtverhau umher und finden nicht die Gasse zu der freien Ebene. Tiefe Spalten trennen das Volk, und keiner schlägt die Brücken zum andern. In der Dunkelheit wird geraubt und

gehungert. Neugeborene liegen in Windeln, die die Mütter aus ihrem letzten leinenen Unterrock gerissen haben. Männer entschuldigen sich, daß sie im Kriege waren, und bekommen dafür einen Teller warme Suppe. In der Helle, im Licht feiert der Teufel. Feste zum Besten der Armen tanzen über die Bühnen. „Deutsche“ feiern in den Kostümen Ludwigs XVI. und seiner Antoinette, und haben vergessen, daß das Fallbeil das Leben dieses Königs auslöschte.

So schrecklich und gleichzeitig so dumm war noch nie eine deutsche Geschichte. Wenn der Sekt alle ist und die Lackschuhe Risse bekommen, werden die Krippen immer wieder von neuem gefüllt. Ausgesandte Jünglinge gehen als aufgedrehte Sprechapparate durch das Land. Sie versprechen alles und halten nichts.

Die Bauern hören gern einmal einen solchen Mann, lassen ihre Pfeife aber dabei nicht ausgehen. Sie wundern sich nur über den Eifer des Redners und seine Aufregung, wo sie ihm doch wirklich nicht zu nahe getreten sind. Bei den Katenleuten und den Schnittern hat der Redner Erfolg, sie wollen es besser haben. So spaltet sich das Dorf mehr und mehr, und jede Wahlversammlung vertieft den Riß. In den Stuben liegen so viele Flugblätter, daß sie als Packpapier gebraucht werden, und alle Scheunentüren, Baumstämme und Wegweiser sind damit beklebt. Wenn der Regen die Plakate unleserlich gemacht hat, ist schon wieder eine andere Wahl, und die neuen Plakate werden über die alten geklebt.

Bauer Borgmann hält sich von allen Wahlversammlungen fern. Er hat seine Ansicht und läßt sie sich nicht rauben. Wilhelm erwidert auf alle Fragen, daß seine Partei, die er wählen möchte, noch nicht gegründet sei, und im übrigen sei es vorgekommen, daß sich schon einmal ein Mann zu Tode gewählt habe.

Nach der Schlägerei in der „Friedenseiche“ hat Wilhelm den Bauern um geregelte Arbeit gebeten und sie auch erhalten. Er hat mit dem Tagelöhner des Bauern Freundschaft geschlossen, sitzt in seiner freien Zeit viel bei ihm im Katen und spielt mit den Kindern; auch den Lehrer und Müller besucht er öfter. Wenn nicht zu viele Menschen auf der Dorfstraße gehen, verweilt Barthoff länger vor der ausgepändeten Bauernstelle und hat seine stillen

Gedanken. In einigen Wochen wird er volljährig. Wie soll er sich dann sein Leben einrichten und was mit dem Geld anfangen!

Thilde läuft Wilhelm über den Weg. Sie ist der erste Mensch, mit dem er über die Bauernstelle spricht. Der Käufer müsse für alle Anschaffungen rund 15000 Mark in die Hand nehmen, meint Thilde. Ein Stück Acker von der anderen Gemeinde müßte hinzugekauft werden, sonst wäre der Hof nicht rentabel genug. Ihr Vater hätte diese Auskunft einem Fremden gegeben, und sie hätte es gehört. Wilhelm denkt und rechnet. Mit dem Rechnen wird er fertig, doch nicht mit dem Denken. Was soll er auf dem Hof ohne Frau anfangen? Kein Mädchen kennt er. Wer soll die Kühe melken, die Ordnung halten und die Schlüssel fest in der Hand haben? Nein. Seine Gedanken sind nicht richtig.

Die Zeit rinnt — es rinnt das Leben.

Der Kibitzruf kommt von den Wiesen. Die Butterblumen blühen, und die Gliederbüsche haben dicke Knospen. Erste Sonne macht die Luft warm, und die Hühner legen viele Eier. Auf dem Dorfteich schwimmen die Enten mit ihren Jungen, und die Arbeit ist ohne Ende.

Wilhelm kommt mit dem Knecht vom Pflügen. Die ersten Surchen sind etwas frumm und uneben geworden, doch zuletzt ging es schon besser. Der Pflugsteert hat Wilhelm die Arme bis an die Schulterknochen lahm gemacht, es ist erst Mittag, und Wilhelm könnte jetzt schon schlafen.

Auf der Straße ist eine Ansammlung. „Zum ersten — zum zweiten!“ ruft eine Stimme. Wilhelm tritt hellhörig hinzu und sieht den Jammer. Büdner Köster steht neben seinen drei schwarz-bunten Kühen, die der Gerichtsvollzieher versteigert. Aus dem Dorf bietet keiner. Nur ein Mann aus der Stadt mit dem steifen schwarzen Hut bekommt beim „zum dritten“ immer den Zuschlag. Wenn der Gerichtsvollzieher schweigt und in sein Protokoll Bemerkungen schreibt, ist das Weinen der Büdnerfrau zu hören. Der Mann mit dem Hut bezahlt die Kühe. Wilhelm möchte dem Mann den Hals umdrehen. Bekommen betrachten die Dorfleute die Handlung der Auktion. Niemand tut eine Äußerung.

Nun beginnt die Versteigerung der Schweine. Der Auffäufer aus der Stadt bietet wieder, ein alter Bauer bietet mehr, der Auf-

käufer steigert sein Gebot. Zahlen schwirren, sie wachsen in die Höhe wie ein Turm. Die Schweine grunzen, und dazwischen ist wieder das Weinen der Büdnersfrau zu hören. Aus der Menge schreit ein stämmiger Bursche: „Schlagt den Kerl tot.“ Der Gerichtsvollzieher mahnt zur Ruhe und will dem Aufkäufer den Zuschlag erteilen, da ruft ein alter Bauer: „Dei Swien blieben hier.“ Er unterstreicht sein Wort mit einer Handbewegung, die nichts anderes mehr zuläßt. Die Hand des Bauern ist dürr und knochig wie sein Gesicht. Und dann öffnen sich die Lippen und bieten wieder. Der andere schweigt. Aus einer alten geknoteten Geldtase wird auf den kleinen Tisch sauer erworbenes Geld gezählt. Die Schweine werden wieder in den Stall getrieben, und Köster gibt dem Bauern ein unterschriebenes Stück Papier. Ordnung muß sein. Der Büdner geht mit müden Füßen in sein Haus, als käme er vom Kirchhof. Aus dem Dorf fährt ein Lieferwagen und hat als Ladung drei Kühe. Der Aufkäufer sitzt neben seinem Chauffeur und knurrt. Der Magen knurrt ihm auch, denn der Wirt von der „Friedens-eiche“ hat ihm nichts zu essen verabreicht; wohl hat er einen Eichenknüppel aus der Hinterstube geholt und diesen seinem Gast unter die Nase gehalten.

Wilhelm schweigt daheim von dem Vorfall, nur Thilde erzählt er davon und schildert ihr den alten Bauern. Es ist Lantschoh sein Vater gewesen.

Am Nachmittag ist im Gemeindebüro Versammlung. Es ist die reine Rebellion. Ostern und Pfingsten fallen auf einen Tag. Die Gemeinde will für ihre Nachtwächter Gewehre haben. Der Dorfschulze lehnt diesen Antrag ab. Die Mitglieder des Gemeinderates wollen diesen Antrag ohne höhere Gesetze erfüllt haben, denn es ginge nicht an, daß jede Nacht eingebrochen und das Vieh auf der Koppel abgeschlachtet würde. Dem Gendarm wäre es nicht möglich, die zweibeinigen Süchse dingfest zu machen. Nun medert auch noch zu allem Überfluß Sötmelt dazwischen, daß der Gendarm nur immer den Bauern helfen täte, weil sie ihm die dicksten Mettwürste in die Satteltasche stecken könnten, während für die kleinen Leute überhaupt keine Hilfe vorhanden wäre. Borgmann seine Tischglocke schellt mehrmals über die heißen Köpfe. Bauer Päpfe

langt über den Tisch und will sich den ihm gegenüberstehenden Sötmelt greifen. Der wippt auf dem Stuhl zurück, so daß Pöppe nur den Schlipf vom Schneider in der Hand behält. Berrmann lacht darüber, als wenn ein Füllen wiehert. Endlich tritt Ruhe ein, aber nur einige Minuten. Sötmelt seine Bemerkungen sind wie Nähnadeln, und die Bauern mögen sich nicht stechen lassen. Immer ist der Schneider und Barbier mit seiner frechen Nase und dem spitzen Klarinettenmund wieder dazwischen. Die Dorfstraße soll gepflastert werden, aber hierfür hätte keiner Geld. Möbel und Silber für die Töchter, die noch zur Schule gehen, würden wagenweise gekauft. Die Tischglocke läutet wie ein Feueralarm. Es ist umsonst. Der Schulze schließt mit lautem Jorneruf die Sitzung und knallt die Tür ins Schloß, daß der Kalk von der Wand fällt. Draußen stößt er mit dem Postboten zusammen, der ihm einen dicken Eilbrief aushändigt. „Kommentare zur kommenden Landtagswahl.“ Er durchblättert die ersten Seiten und wirft alles auf den Tisch. Aus der Küche tritt seine Frau.

„Komm, Christian, wollen Kaffee trinken. — Ärgere Dich nicht.“

„Laß mich.“ Der Bauer nimmt den Stoß und die Mühe und geht aus dem Haus.

„Dunnerunddoria“, sagt abends Wilhelm zu dem Knecht Tietze, „ist das ein verrückter Tag gewesen!“

Tietze schneidet den Speck überm Daumen, stopft das trockene Schwarzbrot in den Mund und meint fauend, daß er seinen Herrn noch nie so aufgeregt gesehen hätte, auch nicht im dicksten Schlamm an der Front, wo er drei Jahre Stangenreiter am ersten Geschütz in der Batterie des Bauern gewesen wäre.

Die Unruhe im Dorf wächst von Monat zu Monat. Eine politische Versammlung löst die andere ab. Die Sprechapparate wüten toll in den Gemütern und bringen selbst manche Bauern, die jahrelang unbeirrbar und feste Meinungen hatten, aus dem Gleichgewicht. Borgmann kümmert sich immer noch nicht um die vielen Ereignisse, und wenn in der „Friedenseiche“, die schon in „Streit-eiche“ umgetauft ist, die Stuhlbeine fliegen, ruft er beim Kommissar an und erbittet Gendarmeriehilfe.

Eines Morgens kommen die Mägde mit verstörten Gesichtern vom Melken auf der Koppel zurück. Sie flüstern mit den Knechten,

und dann nimmt die eine, Anna, sich ein Herz und erzählt dem Bauern, daß die eine Starke, das schöne Tier mit dem herzförmigen Bleß, fehle. An einer Stelle am Landweg sei der Zaun durchbrochen, und dort wäre das Gras auch rot von Blut. Der Bauer beißt sich auf die Lippen. Die Starke war verkauft und sollte in den nächsten Tagen abgeholt werden. Der Kommissar wird angerufen. Mit Hunden wird die Spur verfolgt, doch an der breiten Hauptstraße verliert sie sich.

Marodeure ziehen durch das Land. Im Dorf sind nachts die Hunde von der Kette los.

Der Bauer ist noch wortfarger geworden.

„Sie sollten nachts Wegesperren einrichten und Posten mit Gewehren dabei aufstellen“, sagt Wilhelm einmal vor dem Essen.

„Ich bin Dorfschulze, und nicht Du!“

„Entschuldigen Sie, Herr Borgmann.“

Wie so ganz anders ist es zwischen ihnen geworden, seitdem Barhoff hier ankam. Wie ruhig war damals der Bauer und wie gut haben sie sich unterhalten, wenn ihre Ansichten auch nicht immer die gleichen waren!

Beim Beten faltet Wilhelm nicht mehr die Hände und senkt nicht die Augen. Thilde bemerkt es und fragt ihn auf dem Hof darum.

„Beten? Hier beten, wo nur immer Streit und Lärm ist? Glücken müßte man, das gefällt Gott besser. — Wenn ich nicht von morgens bis abends meine Arbeit hätte, wäre ich längst wieder fort.“

Thilde erschrickt.

„Sie lästern!“

„Nein. Ich lästere nicht. Ich sage nur ehrlich, was ich denke, und denken ist doch wohl noch erlaubt.“

„Sie hätten Lehrer werden müssen. Sie können gut reden.“

„Nein, Bauer möchte ich werden. Den ganzen Tag wollte ich schuften, aber abends im eigenen Hause in Frieden und Freude wohnen. Aber es geht ja nicht, denn“, fügt er nachdenklich hinzu, „ich finde ja keine Frau.“

Da dreht sich das Mädchen um und geht wortlos von ihm.

Wilhelm greift zur Hade und eilt hinter Tietke her. Sie arbeiten auf dem Rübenfeld.

In der Gemeinde ist plötzlich Frieden geworden. Nicht etwa, weil ein Ministerpräsident oder Polizeioberst dort Ordnung gebracht hätte. Nein. Nichts Großes ist vorgefallen. Nur Johann Rikert, der Dorfschmied und Vorsitzende des Kriegervereins, hat mit seinen ungelentken Händen auf einem vorschriftsmäßigen Aktenbogen einen Antrag für den Bau eines Denkmals für die sechs- und zwanzig Gefallenen der Gemeinde eingereicht. Als Borgmann den Antrag in der Sitzung verliest, sind die Mitglieder sofort damit einverstanden, nicht einmal ein lautes Wort wird gesprochen. Sie bestimmen gleich den Platz für das Denkmal. Es soll am Wegekreuz neben dem Teich stehen.

In den nächsten Wochen bringt jeder Wagen, der leer vom Felde zurückkehrt, große und kleine Steine mit und wirft sie am Wegekreuz ab. Ein Bauer holt aus der Stadt Kalk und Zement. Und als alles beieinander ist, fängt der Maurer Kienappel mit der Arbeit an. Die Leute erzählen, daß der Maurer ein Sozialdemokrat sei, doch das stimmt wohl nicht ganz, denn er will keinen Lohn. Er arbeitet abends und an den Sonntagen am Denkmal, weil er tagsüber seinem Meister helfen muß. Stein neben Stein wird gesetzt, Säge neben Säge wird verpußt, und so sinnig tut Kienappel dies, als wolle er das ganze Dorf zusammenbringen wie diese Steine. Ein fremder Arbeiter, der im Dorf bettelte und im Armenhaus untergebracht ist, muß Kienappel beim Heben der Steine helfen. Der Fremde tut es gern. Beide sind beim Schaffen aber so still miteinander wie ein im Felde zum Gottesdienst angetretenes Bataillon, das die Helme in den Händen hält. So wächst auf breitem Sodol eine Säule empor, und als die Männer ihr Werk vollendet haben, sehen sie es mit Augen an, die weit, weit über das Dorf, über die Grenze hinweggehen.

Nun ist die Arbeit wieder bei Rikert. Der geht mit einer Liste von Tür zu Tür und sammelt für die Marmortafel und für das große Eiserne Kreuz, welches das Denkmal schmücken soll. Er bekommt so viel Geld zusammen, daß er auch noch junge Bäume, Sträucher und ein Gitter kaufen kann.

Jeder im Dorf, der abends nach der Arbeit noch einmal Luft holen will, geht zum Denkmal, auch die Jungen, welche sonst

den alten Weideweg lieben, und auch die Alten, deren Söhne blieben.

Eines Tages treffen die Marmortafel und das große Kreuz ein. Kienappel hält die Tafel so vorsichtig in seinen Händen wie einen alten, vergilbten Militärpaß. Die sechsundzwanzig Namen muß er längst gelesen haben, doch immer noch blickt er darauf. Der Fremde aus dem Armenhaus leistet ihm Handreichungen. Als das Kreuz die Säule krönt, ist es schon dämmerig geworden, und im Dorf verhallt das letzte Dengeln der Sensen. Beide Männer stehen schweigend vor dem Denkmal, die Grillen zirpen ihm den ersten Choral, und in die Stille hinein sagt der Fremde: „Die Toten des Krieges leben, und die Zurückgekehrten sind tot.“ Kienappel versteht den Sinn nicht, wohl das Wort, und sagt es am andern Tage dem Lehrer. Als sie zusammen im Armenhaus ankommen, ist der Fremde fort.

Nach der Heuernte ist die Einweihung. Alle aus dem Dorf sind versammelt. Für die Altenteiler mit ihren müden Beinen sind Stühle hingestellt. Der alte Husar von 1870, Gottfried Groth, lehnt einen Stuhl ab. Der grünlich schimmernde Bratenrock hängt um seine dürre Gestalt. An seiner schmalen Brust trägt er als einziger der hier Versammelten die Orden aus dem letzten Krieg des vorigen Jahrhunderts. Zu beiden Seiten des Denkmals stehen die Fahnen anderer Dörfer. Die Fahnenträger haben einen langen Weg hinter sich. Ihre schwarzen Anzüge sind verstaubt. Mancher Zylinderhut ist rauh wie Sackleinen. Doch ihre Herzen sind klar und schön wie dieser Sommertag. Um den Lehrer herum stehen die Schulkinder. Nun geht der Taktstock hoch, und ein Singen hebt an, wie nur Dorfkinder mit ganzem Fleiß und vollen Lungen singen können.

„Ich hab mich ergeben.“

Die Wangen der Kinder werden vor Eifer und Begeisterung rot. Der Lehrer kann die Jungens kaum mit den Augen und dem Taktstock bändigen. In den kurzen Pausen zwischen den Strophen schallen aus den Wiesen Kuckucksrufe und aus dem Dorf das Kikeriki der Hähne.

Ein vornehmer Mann aus der Stadt spricht vom Kriege. Viele Orden zieren seine Brust. Von der Rede verstehen die Leute wenig.

Als er geendet hat, singen die Kinder mit ihren hellen Stimmen das Lied vom guten Kameraden so leise und innig, daß den Alten die Tränen kommen.

Johann Rüdert tritt vor. Ihm wird das Sprechen recht schwer. Er hat erst noch zwei große Schnäpse hinter sein steif geplättetes Dorthemd gegossen. Mit wenigen Worten übergibt er das Denkmal der Gemeinde zur treuen Pflege, und legt einen Kranz nieder. Mehrere Männer machen es ihm gleich. Die Kränze häufen sich um den Feldsteinbau. Frauen legen Blumensträuße daneben und die Schulkinder einen Kranz aus Kornblumen.

Das Dorf hat sein Denkmal.

In langem Zug, die wehenden Fahnen voraus, ziehen die Leute in den Krug. Im Saal, der wirkliche Eichenlaubgirlanden trägt, gibt es Kaffee und Kuchen. Dem Kriegerverein wird von den Frauen ein blausamtenes Fahnenband überreicht. Der Lehrer, Sötmelt und der Sohn des Büdnern Berrmann setzen sich auf die Bühne und machen Unterhaltungsmusik. Abends soll die große Kapelle aus der Stadt Soldatenmärsche und Lieder spielen, und hinterher hat jeder sitzsam nach Hause zu gehen, so hat es Rüdert angeordnet.

Zur Abendbrotzeit leert sich der Saal. Die Frauen bringen ihre kleinen Kinder zu Bett, melken die Kühe, füttern die Schweine und schließen die Klappe vom Hühnerstall. Um die Abendzeit gibt es immer viel zu tun. So beeilen sich die Männer und Frauen, um rechtzeitig zum Beginn des Konzertes zurück zu sein.

Wilhelm ist nach der Feier nach Hause gegangen und sitzt hinten im Garten. Der Bauer arbeitet in seinem Zimmer.

Der Himmel überm Dorf ist hoch und ohne Wolken, und doch kommt ein Gewitter. Ein Gewitter ohne Bliß und Donner.

„Hül! Hül!“ schreit die Altenteilerin Burmester.

„Borgmann! Sei schlagen uns dei Kinner dot!“

Wilhelm ist früher auf dem Vorplatz des Hofes wie der Bauer.

„Wer schlägt sie tot?“

Die alte Frau ist außer Atem und kann nicht mehr reden.

„Kommen Sie, Herr Borgmann!“ ruft Wilhelm.

„Nein!“

„Wenn Ihrem Sohn etwas passiert?“

„Der hat da nichts zu suchen, wo geschlagen wird.“

„Das ist eine Schweinerei von Ihnen“, ruft Wilhelm. Reißt von der Scheune eine Dunggabel, läßt unterwegs durch einen Jungen Ridert, Ralf und Kienappel holen und ist dann bei den jammernden Frauen vor der Gastwirtschaft. Ein Kranz vom Denkmal mit Schleife und ein Stück Girlande mit schwarz-weiß-roten Fähnchen liegen zertreten vor der Tür. Auf der Gartenbank sitzt Sötmelf mit blutendem Munde und hält in der Hand ein Stück seiner Klarinette, das andere Stück brach ab, als er sich wehrte und schlug. Neben Sötmelf steht blaß und fahl der Lehrer. Wilhelm gibt dem Wirt die Dunggabel und stürmt in den dämmerigen Saal. Hinten bei der Bühne sind die hellen Kleider der Mädchen zu sehen. In der Mitte des Saales steht wie ein Dampfhammer schlagend und rammend der junge Lantschöh. Neben ihm wehrt sich Klaus. Überall Säuste, Hiebe und Lärm. Die Köpfe rauchen. Die ganz Alten sitzen geduckt auf ihren Stühlen und haben die Hände vor den Augen. Wilhelm erreicht schlagend die Bühne. Ein Kerl schreit ihn mit „Rotfront“ an. Der Mann bricht von einem Faustschlag gurgelnd zusammen. Bei der Bühne ist ein kleines Seitenfenster. Der Rahmen ist gequollen. Wilhelm stößt das Fenster mit dem Stiefel auf, daß die Scheibe zerspringt. Die Kinder springen aufatmend ins Freie. Zuletzt ist nur noch Thilde da. Sie zittert.

„Ich habe Angst — —.“

„Ich passe auf Deinen Bruder auf.“

„Nein — um Dich.“

Wilhelm ist schon fort. Das letzte Wort hat nur die kleine wiegende Weinranke am Fenster gehört. Wilhelm macht Lantschöh frei, löst Klaus und Berrmann aus den schlagenden Knäueln, und diese holen weitere Leute heraus. Bald sind alle frei. Von der Bühne her bilden sie eine Front. Wilhelm ruft das „E—o—o—o—s!“ noch härter wie einst Ludecke, und dann dreschen sie „Rotfront“ schrittweise aus dem Saal. Die letzten springen aus dem Fenster, denn am Saalausgang arbeiten schon die Säuste von Ralf und Ridert.

Auf der Dorfstraße geht die Jagd weiter. Wilhelm, Lantschöh und der Knecht von Berrmann treiben mit Stuhlbeinen die

Roten vor sich her. Steine und herausgerissene Grasoden fliegen auf ihre Köpfe und Rücken. Am Ende des Dorfes steht der mit roten Plakaten befleckte Lastwagen. Dem Chauffeur ist das Herz in die Kniekehle gerutscht, er fährt ab, bevor alle seine Genossen den Wagen erreichen. Die letzten laufen hinterher.

Der junge Läntschhof wischt sich den Schweiß von der Stirn.

„Mensch, war das schön!“

Wie er seinen Nebenmann ansieht, stutzt er. Es ist Wilhelm.

„Na, dann ist ja alles gut zwischen uns beiden“, meint Wilhelm und lächelt, „und jetzt bestelle ich zwei große Schnäpse.“

„Das mach’ man, die Sache war ziemlich nüchtern.“

Sie schütteln sich fräftig die Hände.

Zuerst sieht es im Saal sehr böse aus. Doch als die resolute Wirtin mit ihren Mädchen jedes Stüd wieder an den richtigen Platz gebracht hat, meint sie, daß das Konzert stattfinden kann, und Ridert ist, nachdem er das Denkmäl wieder schön gemacht hat, auch dafür.

Sötmelt hat drei lose Zähne und eine zerbrochene Klarinette, Berrmann einen Messerstich im Oberarm und der Lehrer einen Hieb gegen den Magen bekommen. Die blauen Stellen, die noch hier und da unter den Hemden sitzen, sind nicht zu sehen und schmerzen nicht allzusehr.

So wurde der Abend noch schön.

In der Konzertpause kommt der Gendarm und fragt, was denn schon wieder los sei. Da lachen die Leute an der Tonbank und sagen: „Konzert.“

Bei einem Glase Bier wird dem Gendarm alles erklärt. Ihm ist wohl. Sein amtliches Notizbuch bleibt in der Tasche. — — —

Am nächsten Morgen läßt der Bauer Wilhelm kommen.

„Das letzte Wort, das Du mir gestern zugeworfen hast, entschuldige ich nur, weil Dein Vater mein Freund war.“

„Ich glaube, daß Sie heute nicht mehr der Freund meines Vaters wären.“

Der Bauer zieht die Augenbrauen hoch. Feindselig blickt ihn der Jüngere an.

„Darüber hast Du keine Meinung zu haben. Im übrigen gab es von jeher Streit zwischen Jungen und Alten.“

„Der Streit im Dorfstrug hat aber eine andere Deutung.“

„Laß Deine Politik, Wilhelm. Um jeden Dreck kümmerst Du Dich. Was seid ihr Jungen denn letzten Endes ohne uns?“

„Viel“, wirft Wilhelm dazwischen.

„Nichts“ antwortet der Bauer. „Doch ich will mit Dir über andere Dinge sprechen. Du bekommst bisher noch keinen Lohn von mir, und ich möchte dies mit Dir regeln.“

„Ich bleibe nicht mehr lange bei Ihnen. Außerdem habe ich viel bei Ihnen gelernt und möchte kein Geld haben.“

Der Bauer horcht auf.

„Du willst fort?“

„Ja. — Ich will die leere Bauernstelle kaufen.“

„Das gibt ein Unglück. Mußt Du gleich mit Schulden beginnen?“

„Das glaub ich nicht. Ich habe genug Geld.“

„So?!“

Der Bauer geht aufs Feld. Wilhelm und Tietke ölen und fetten die Mähmaschinen, setzen die Messer ein und legen das Bindegarn bereit. In den nächsten Tagen beginnt die Ernte. Wie ein gelbes Flammenmeer liegen die Kornfelder in der Weite.

Sechzehn Stunden arbeiten Bauern und Knechte im Sonnenbrand. Die Arme scheinen wie Bronze aus den hochgeschlagenen Flanellärmeln hervor. Die Strohhüte mit dem alten Band bleichen. Der Körper schwitzt, kein Saden am Leib ist mehr trocken, doch ohne sich umzusehen und ohne Pause wird gearbeitet. Abends können die Männer noch mit ihren Kindern lachen und ihrer Frau übers Gesicht streicheln. Still sind die Abende und noch stiller die Nächte. Der wenige Schlaf wird ganz ausgekostet. Morgens um vier Uhr ist der neue Tag wieder da.

Wilhelm setzt die Garben zu Hocken. Beine, Hände und Arme sind rot und zerstoßen von trockenen Disteln und vom Unkraut. Die Bäuerin hatte ihm weiße lederne Erntehandschuhe gegeben, doch weil die Knechte sie nicht brauchten, mochte er sie auch nicht anziehen.

Beim Abendbrot ist er so müde, daß ihm der Löffel aus der Hand fällt. Matt und abgepannt fällt er in das Bett und sieht nicht die roten Buschrosen in der Vase, nicht den neuen Bettvorleger.

Die Bauern haben eine reiche Ernte. Sie schaffen die Arbeit nicht mehr und fordern Arbeiter aus der Stadt an. Von dreißig Leuten sind nach einigen Tagen noch fünf bei der Arbeit. Einigen ist die Arbeit so fremd geworden, daß sie gar nicht erst damit beginnen, nur essen wollen sie, und sie fallen zur Mittagszeit wie hungerrige Wölfe über die Eßkörbe her, daß die Bauern und Knechte das Nachsehen haben. Drei Arbeiter gehen vom Felde gleich wieder an die Bahn und fahren in die Stadt zurück. Andere streiten und heizen, müssen sich auf ihren Rücken den Sortenstiel gefallen lassen und werden wieder fortgeschickt. Der Rest hat den guten Willen zur Arbeit, aber ihre Körper haben zu sehr unter Hunger und Not gelitten. Auch Borgmann hat kein Glück mit den Arbeitern, sie fahren wieder ab, und der Bäuerin fehlen drei neue Bettbezüge.

Thilde muß beim Einfahren helfen. Sie steht auf dem Wagen und legt die Garben, die ihr Wilhelm mit der Sorte hinaufwirft. Der Schweiß rinnt ihm vom Gesicht herunter. Zum Abwischen mit dem Taschentuch hat er keine Zeit. Er fährt mit dem Hemdärmel über die Stirn oder nimmt mit der Zunge den Schweiß von der Oberlippe fort. Als der Wagen wieder einmal zur nächsten Hode fährt, meint Thilde lachend:

„Sie müssen für Ihren Eifer doppelt belohnt werden.“

„Belohnt? Wer soll mich belohnen?“ fragt Wilhelm.

„Ich!“ hätte sie sagen mögen.

Nach einigen Tagen schwankt das letzte Fuder der Scheune zu. Wilhelm und Thilde gehen hinterher.

„Sie haben Distelblüten im Haar!“

„Ich weiß es. Mein Kopftuch saß schlecht.“

Wilhelm will die Blüten aus den hellen Haarflechten nehmen, es geht nicht.

„Versuchen Sie es noch einmal. Ich halte auch still.“

„Nein, das geht doch nicht. Ich kenne das, meine Schwester hat auch so dichtes Haar.“

Schweigend gehen sie heim.

Über dem Stoppelfeld steht der Mond.

Thilde ist in ihre Kammer gegangen und kämmt ihr Haar. Ausgestreitet liegt es über ihrem weißen Nachthemd. Sie ist müde,

aber ihr Denken ist noch wach. Eine kleine Träne glänzt an ihrer Augenwimper, und sie hängt länger daran als der Mond in den nächtlichen Wolken.

Tag um Tag gehen die Dreschmaschinen, und zwischen Staub, Kaff und Stroh füllen sich die Kornsäcke. Der Wind liegt gut zur Mühle, und die Steine mahlen. Über die Stoppeln segelt Altwiebersommer, und wenn er auf Büschen und Koppelzäunen landet, glänzt er wie Silber. Die Jungstörche tun wie die Alten, und auf den Telephondrähten sitzen die Stare wie eine ausgebreitete Perlenkette. In den Gärten fällt mit leisem Laut lehtes, überreifes Obst von den Bäumen, und die Gliederbeeren hängen mit schwarzem Schimmer in den Büschen. Aus den Gösseln sind stattliche Gänse geworden, und aus der Küche kommt der Duft von Dill, Estragon, und Backpflaumen. Die Milchwagen bringen Bierfässer aus der Stadt mit, und überall wird Erntebier, die Alten sagen „Austköst“, gefeiert.

Wilhelm sieht die beladenen Borte und vollen Brettergestelle in der Speisekammer. Die Bäuerin kann sich kaum darin umdrehen. Ein Brief in der Tasche nötigt Wilhelm, die Bäuerin zu fragen, ob sie ihm etwas aus ihren Vorräten geben könne, er möchte einem guten Freunde ein Paket schicken. Die Bäuerin lehnt seinen Wunsch ab. Er könne hier essen und trinken, sich auch die Butter fingerdick aufstreichen, aber was an Fremde abgegeben werden soll, müsse bezahlt werden. Wilhelm geht auf seine Stube, nimmt aus dem Muscheltasten einige Geldstücke, und die Bäuerin nimmt tatsächlich das Geld an. Lächerlich. Etwas später packt Wilhelm das Paket, schreibt hinten auf die gelbe Paketkarte einen Gruß an Familie Weigel, und sie solle sich den Inhalt gut schmecken lassen.

Als die Tage kürzer werden, ist in der Gegend Manöver. Die Quartiermacher schreiben mit Kreide die Anzahl der aufzunehmenden Pferde und Mannschaften an die Scheunentüren. Reiter traben durch das Dorf. Infanterie, die einen langen Weg unter den Stiefeln hat, folgt. Um die Stahlhelme haben sie rote Tuchstreifen gebunden. Auf dem Stoppelfeld, auf dem die Kühe den lehten Klee abfressen, ist Artillerie aufgefahren und proßt ab.

Tietke hat den Kartoffelkrazer in der einen Hand und will mit der anderen das Kartoffelkraut aus der Erde ziehen, da rollt der erste Schuß übers Feld. Tietke richtet sich in den Knien auf. Steht — wirft den Krazer beiseite und läuft zu der Batterie. Der Bauer, Wilhelm, Thilde und die Magd, die in einer Reihe Kartoffeln sammeln, sehen sich erstaunt an, und dann lacht Wilhelm aus vollem Halse. Der Bauer will auch lachen, macht aber wieder ein ernstes Gesicht. Tietke mustert indessen die Pferde und untersucht die Proben, unterhält sich mit den Fahrern, als sei er heute noch Stangenreiter und macht Stellungswechsel mit. Dabei muß er sich über manches wundern. Liegt da abseits bei einem Schlehbusch ein Soldat hinter einer tuchbespannten Tafel. Ein Offizier mit Schiedsrichterbinde bezeichnet diese Tafel als ein „außer Gefecht gesetztes schweres Geschütz“. Der Soldat klemmt sich das Geschütz unter den Arm und verschwindet. Noch mehr gibt es für Tietke zum Wundern. Aus dem Gehölz hinter der Koppel kommen als Tants verkleidete Autos gefahren.

Ein Unteroffizier, den Tietke, überrascht von den doch gänzlich unmilitärischen Vorgängen, nach den Gründen fragt, meint wohlwollend:

„Das kommt von Versailles. Wir müssen uns mit Blech und Pappe aushelfen.“

Tietke ist zwar bedrückt hierdurch, aber seine Stimmung läßt er sich nicht verderben.

Spät erst kommt er nach Hause. Ist, als wäre er im Leben nie satt geworden, und erzählt seiner Frau vom Krieg, Trommelfeuer und von Frankreich. Die Frau hört so begeistert zu, daß die Milch auf dem Herd überläuft und anbrennt. Aber das mit der Milch ist nicht nur bei Frau Tietke passiert, nein, an diesem Tag gibt es sogar ungesalzene Kartoffeln, und das Essen steht nirgends pünktlich auf dem Tisch. Und das alles bloß wegen der Soldaten. Nachts schießen sie auch, und die alten Leute, die schlecht schlafen können, erzählen in der Frühe, daß buntes Feuer vom Himmel gefallen sei. Als ihnen erklärt wird, daß das Leuchtkugeln gewesen seien, glauben sie es nicht, und die Altenteilerin Burmester sagt, die Jungen hätten alle einen späten Immenstich.

Überall ist Einquartierung untergebracht, und Sötmelt stellt fest, daß jedes Mädchen im Dorf einen Bräutigam hat, und daß er heute abend auf dem Manöverball seine neue Klarinette einweihen wird.

So voll ist der Tanzboden noch nie gewesen. Die Röde der Mädchen wehen. Die Luft ist voll Tabakrauch, Schweiß und Scherzen. An der Tonbank laufen zwei Bierhähne. Soviel volle Biergläser, wie der Kellner Karl in den Saal trägt, soviel Bruderschaft wird getrunken. Mit Karl trinkt keiner Bruderschaft, das ist nicht notwendig. Hinten in der Diele steht eine Bank, und er setzt öfter ein volles Glas dort ab; wenn er zurückkommt, leert er es in einem Zug.

Wilhelm ist zu Hause geblieben und sieht noch nach dem Dieb, da alles so eilig ging heute abend. Der Hofhund schlägt an. Der junge Lantschoh kommt und will Wilhelm abholen. Lantschoh will auf dem Manöverball nur einige Glas Bier trinken. Die Mädchen überlasse er den Soldaten. Wilhelm geht endlich mit. In einer Ecke finden sie noch zwei Stühle. Vor der Bühne sitzt Borgmann mit seiner Familie und der Einquartierung. Alle Mädchen werden zum Tanz geholt, nur Thilde nicht. Wilhelm sieht nie ihr weißes Kleid mit den gestickten blauen Blumen zwischen den tanzenden Paaren. Einmal fordert Lantschoh sie auf, doch sie lehnt ab. Die Fröhlichkeit im Saal steigt. Kragen und Vorhemden der jungen Leute weichen auf, und die Gesichter der Soldaten glühen wie roter Mohn. Die älteren Frauen, die nicht mehr tanzen, machen lange Hälse und große Augen, suchen heimlich für ihre Töchter den Schwiegerohn und trinken Apfelperle. Ein Teil der Männer sitzt still da, und wenn sie einmal den Mund aufmachen, sagen sie: „Ober, noch ein Bier.“ Andere haben sich zusammengesetzt, erzählen und lachen. Die größte Einigkeit herrscht an der Tonbank. Bei jeder Runde braust ein „Hoch!“ auf, das die Musik übertönt. Wilhelm sieht nach Thilde hinüber. So ernst sitzt sie da. Ohne Unterhaltung. Warum wohl? Sie tut ihm leid. Thilde hat ihn jetzt auch bemerkt und sieht lächelnd herüber. Der Tanz ist vorbei. Lantschoh steht draußen an der Tonbank. Am Nebentisch wird gelacht und erzählt, und ein Mädchen meint: „Thilde Borgmann trägt die Nase ja auch immer höher.“

Wilhelm wendet sich nach der Sprecherin um.

„Ich würde das noch lauter sagen.“

Die Mädchen sehen mit gesenkten Köpfen in ihre Kaffeetassen.

Ob er wohl noch tanzen kann? Er fühlt sich so schwerfällig, damals in Sachsen ist er anders gewesen.

Die Musik sucht nach Noten. Eine Runde Bier wird spendiert. Die Musikanten sind ausgelassener als die Tanzenden. Der Lehrer macht mit seinem Holzbein auf der Bühne einen Parademarsch, und Sötmelt intoniert als Solo „Siefen hett sch — — —“.

Wilhelm geht über den freien Tanzboden zu Thilde. Aus Mitleid, weil am Nebentisch so schlecht gesprochen wurde? Deswegen geht er nicht hin. Aber warum geht er denn überhaupt hin? Von der Bühne kommen die ersten Takte eines Walzers. Wilhelm begrüßt seinen Bauern und die Familie und setzt sich neben Thilde. Die Klarinette jubiliert und die Geige singt. — Ob sie beide einen Tanz versuchen wollen, fragt Wilhelm. Das Mädchen hat ein Freuen in den Augen und sagt tonlos „ja“. — Der Baß brummt. Die Trompete schmettert. Und alles ist ein Walzer, die Süße, die Hüften, und der Mund singt ihn mit. Es wiegen die Paare, es wiegt die Luft, und ein Kleid weht so weiß, und die Blumen darauf sind so blau! Der Takt liegt webend in den Girlanden, fließt an den Wänden herunter und aus den Fenstern, perlt über Weinranken, und die sind rot.

Beim Schustertanz hat Wilhelm Thildes Fuß auf seinem Knie. Beide singen: „Wer weit, wi dat noch kamen deit, wer weit, wi dat noch kümmt!“ Die Klarinette wirft ein Auge auf die Geige und schmunzelt. Lantschuh sucht nach dem Tanz vergeblich seinen Freund.

Der Weidenweg ist still und dunkel. Ein Männernaden beugt sich zu einem Mädchenantritt.

Die Sterne stehen hoch.

Der Manöverball ist verklungen.

Wilhelm liegt lange wach. Ein großes Tor hat sich für ihn aufgetan. Am Anfang ist Sonne. Er steht in ihrem Schein.

Am Morgen findet er ein langes, gelbes Haar am Rod. Es muß doch alles wahr sein.

Der Rauch der letzten Kartoffelfeuer verfliegt im diefigen Nebel. Die Sonnenblumen find grau geworden, und früh kommen die langen Schatten.

Wilhelm glaubt zwischen blühendem, grünem Roggen zu gehen. Bei Tisch kann er Thilde nicht anfehen, ihr blühen kleine Rosen auf den Wangen, und die Bäuerin fieht fie mit fonderbaren Augen an. Abends treffen fich die jungen Leute an der Dornenhecke hinterm Haus, und wenn Thilde nicht kommen kann, liegen ein schöner Apfel oder junge Walnüsse mit weißen, weichen Kernen auf feinem Nachttisch.

Alle Felder find kahl, und die Erde ift ftill wie eine müde, abgearbeitete Mutter, die fchlafen will.

So hat Wilhelm Zeit und geht in die Stadt. Viele Wege muß er machen. Nach einiger Zeit kommen Briefe mit Amtsstempeln, und in den Tagen der „Zwölften“, wo keiner im Dorf etwas verleiht, wo kein Dung gefahren wird und Strohwinden um die Obftbaumftämme gelegt werden, wird Wilhelm Barkhoff Eigentümer der leeren Bauernftelle.

Ridert muß kommen und die eingerosteten Schlösser öffnen. Dann fieht Kienappel mit feinem Meister die Gebäude von innen und außen an und macht den Preis für die Arbeit. Wenn der Frost aus der Erde ift, foll angefangen werden.

Viel steht Wilhelm vor den leeren Gebäuden und finnt, wie es wohl fein wird, wenn Vieh darin steht. Sein Saatenverftand ift auch noch nicht groß, und darum machen ihm diese Dinge Sorge. Bauer Borgmann fieht fich die Bauernftelle an und will helfen, aber bevor Wilhelm keine Frau hätte, wäre alles zwecklos, meint er. Wilhelm fchweigt. Ein Mädchen aus dem Dorf würde er nicht bekommen, denn er fei aus der Stadt, und fo etwas heirate fich hier nicht untereinander, fährt der Bauer fort. Die Kinder müßten gehorchen und das tun, was die Eltern wünschten. Darum gehöre Wilhelm nicht hierher als Bauer, sondern in die Stadt aufs Technikum.

„Sie reden immer vom Gehorchenmüssen. Überall haben bei Ihnen die Kinder die Schuld. Ihre Generation hat aber doch alles wurmfthig werden lassen.“

„Ereifere Dich nicht, Wilhelm. Wenn Du in Deinem Denken so bleibst, hast Du Unglück im Leben.“

„Sie verstehen mich nicht, genau wie ich es nicht verstanden habe, daß Sie Ihren Kindern im Dorffrug nicht beistanden.“

„Ich wünsche eine solche Rede nicht.“

„Sie werden noch einmal wach werden, am hellen Tage, und keiner wird zu Ihnen stehen.“

„Schäm Dich.“

„Nein. Nur vor meinen toten Eltern würde ich mich schämen, vor Lebenden nicht mehr.“

„Ich müßte Dir etwas ganz anderes sagen.“

Wilhelm ist still. Er denkt an Thilde.

Auf dem Tisch in der Diele liegt ein Brief für ihn. Von Henningsen. Wilhelm liest den Brief, schwankt einen Augenblick und reicht ihn dann doch dem Bauern: „Ist ein guter Soldat gewesen. War bis Oberschlesien dabei.“

Der Bauer liest und lacht.

„Komischer Kerl, kauft Grammophonplatten mit deutschen Märschen.“

„Der ist nicht komisch. Der Mann hat Heimweh.“

„Heimweh haben nur Kinder.“

„Dann mag er ein Kind sein“, antwortet Wilhelm. Geht auf seine Stube und kommt nicht mehr herunter.

In früher Morgenstunde weckt die Bäuerin. Wilhelm soll in die Stadt fahren und Ölkuchen und Reismehl für das Vieh holen. Tietze ist an der Grippe erkrankt. Der Bauer steht bei der Abfahrt auf dem Hof und sagt, daß Wilhelm die Pferde schonen solle; wenn er um vier Uhr zurück sei, so genüge das. Der Wagen holpert vom Hof. Hinter der Scheune am Weg steht Thilde. Sie gibt Wilhelm ihre kleine harte Hand und ruft ihm etwas Gutes zu. Ihr freundliches Gesicht begleitet ihn bis in die Stadt. Als er dort seinen Wagen vollgeladen hat, legt er den Pferden über die Decken noch die alten Wagenmäntel und will für Thilde ein Geschenk kaufen. Vor einem Schaufenster bleibt er gebannt stehen. Er blickt nicht auf die Auslagen. Ein rotes Plakat mit schwarzer Schrift und großen Hakenkreuzen flimmert vor seinen Augen. In der Stadt ist

heute die erste Versammlung der Partei. Sie ist aus der Unmündigkeit erwacht.

Wilhelm sieht nur noch die Anzeige. Lüdecke ist um ihn, der gesamte Saalshuh in der roten Stadt in Sachsen steht neben ihm. Alte Lieder schwirren durch seine Gedanken. Die alte Begeisterung drängt die Vernunft aus seinem Hirn. In einem Gasthof spannt Wilhelm die Pferde aus, gibt dem Hausdiener ein gutes Trinkgeld für Futter und geht in den Vortrag. Der Bauer schickte seinen freiwilligen Knecht in die Stadt, damit er unzuverlässig wurde.

Der Redner macht Wilhelm wach, ganz wach. Sein schönster Feiertag ist heute. Von der Bühne schwirrt Satz für Satz, und jeder wird in seinem Inhalt revolutionärer. Wilhelm sieht schon sein Dorf in bitterster Gegensätzlichkeit, sieht die Menschen dort und hört ihre Ansichten. Sie sind traurig wie ein Wolkenrand, den der Sturm formt. Als der Redner endet, singt die Versammlung das Deutsche Lied.

In später Nacht kommt Wilhelm zurück. Schwer schüttelt der Wagen auf dem gefrorenen Wege. Über den Pferden liegt dampfender Schweiß.

Wilhelm zündet im Stall die Laterne an. Das Licht blendet seine Augen. Als er zu den Pferden tritt, um sie auszuspannen, steht der Bauer daneben. Er ist noch nicht im Bett gewesen.

„Daß Du ein Querkopf bist, habe ich gewußt, aber daß Du auch ein Pferdeschinder bist, war mir bisher neu.“

Wilhelm schweigt und reibt die Pferde trocken.

„Wo warst Du?“

„Es ist Nacht, soll ich Ihnen nicht morgen früh antworten?“

„Morgen früh“, braust der Bauer auf, „morgen früh wird gearbeitet. Ich rede, wenn es mir paßt!“

„Ich habe nichts Schlechtes getan.“

„So sprechen alle, die um eine Ausrede nicht verlegen sind.“

„Das dürfen Sie nicht sagen, Herr Borgmann.“

„Halt Deinen Mund.“

Wilhelm wirft das Stroh aus der Hand. Sein Antlitz ist blaß im flackernden Laternenlicht. Still geht er aus dem Stall, nimmt vom Wagen das mitgebrachte Paket mit Flugschriften und Zeitungen.

Der Bauer ist ihm gefolgt.

„Was hast Du da?“

Wilhelm braucht nichts zu sagen, dem andern flattert ein loses Blatt vor die Füße. Er lieft es im Lichtschein der Laterne.

„Diese Papiere kommen nicht in mein Haus!“

„Doch. Sie gehören mir.“

„Nein. Gib das Paket her. Ich werf's auf den Misthaufen.“

Der Bauer greift danach. Wilhelm verbirgt es hinter seinem Rücken.

„Gib her!!“

Das Wort bricht sich an den Giebelwänden und geht ins Dorf; es war ein Schrei.

Wie Silhouetten stehen die zwei Männer unbeweglich im Stalllicht. Dann sinkt die Gestalt des Älteren etwas zusammen.

„In meine Tür kommst Du nicht mehr hinein. Morgen kannst Du Deine Sachen packen.“

Wilhelm steht als Fremder auf dem Hof. Der Bauer löscht das Licht und wendet sich noch einmal zu dem Jungen.

„Du Dickkopf — bist wie Dein Vater. Der hätte auch noch leben können — — —.“ Das Wort stoßt. Wilhelm stürzt sich auf den Bauern, der schüttelt ihn ab. Dicht voreinander stehen die zitternden Körper.

„Mein toter Vater.“

Das Paket fällt auf die Erde. Der Kopf sinkt Wilhelm auf die Brust. Sie ist ein wundes Stöhnen und tiefes Weh. Daß ein Mensch zu ihm so etwas sagen darf!

Im Haus wird ein Fenster geschlossen. Im Stall klirrt eine Kette an der Krippe, und vom Kirchturm kommt der Schrei eines Nachtvogels.

Der Bauer geht.

Auf der Futterkiste im Stall verbringt Wilhelm die Nacht; frühmorgens packt er seine Sachen ein. Als er den großen, grauen Koffer schließt, hängt Thilde weinend an seinem Hals.

Tröstend streicht er über ihr Haar, wischt die Tränen fort und erzählt solange von allem, was er beginnen will, bis Thilde trodene Augen hat.

Auf dem Hof schimpft der Bauer mit Tietze.

„Sösteihn Johr bünnt it up dissen Hoff, und buten bünnt id bi Ehr Batterie Stangenrieder wäst, Herr.“

„Das hätte jeder andere auch gemacht. Du sollst tun, was ich will.“

„Dat dauh id ja of, Herr.“

Tietze geht weiter. Schüttelt den Kopf und versteht diesen verdrehten Morgen nicht. Der Bauer ruft hinter ihm her, er möge sich beeilen, sonst wäre er bei seiner Langsamkeit erst heute abend an der Scheunentür. Tietze ist wütend, besinnt sich auf sein Hochdeutsch.

„Wenn Sie mich hier herausfeln wollen wie Wilhelm, dann können Sie es tun.“ Die Scheunentür schlägt zu.

Der Bauer will nicht wissen, daß die Zeit wie Sand im Stunden=glas verrinnt und Neues bringt. Sein Auge sieht nur den Schulzen=knüppel an der Wand. Der Bauer raucht nicht mehr, seine Gesichtsfarbe ist quittengelb und dann wieder rot wie Feuer. Die Bartstoppeln werden lang, und die Haare auch. Sein Anzug ver=lottert, und bei Tisch sind seine Hände in letzter Zeit immer unge=waschen.

Die Bäuerin fernt ihren Mann bald nicht mehr. Sie wünscht ihm bessere Zeiten und weiß, daß er dann wieder gesund wird.

Heute läuft die Bäuerin wie eine Henne, der der Habicht die Küden geholt hat, im Haus umher. Die Arbeit geht ihr nicht von den Händen. Als Wilhelm sich von ihr verabschiedet, ist sie fassungs=los. Beim Mittagessen sieht der Bauer den leeren Stuhl und den leeren Teller auf dem Tisch. „Wegsetzen!“ sagt er nur. Thilde würgt die Bissen hinunter. Ihre Schultern zittern. Mühsam ver=sucht sie zu essen. Doch es geht nicht. Sie weint. Der Bauer sieht sie schief an.

„Sehst Dir etwas?“

Thilde schluchzt.

Da sieht der Hoferbe mit seinen festen Augen den Vater an.

„Weil Du Wilhelm vom Hof gejagt hast.“

„Du bist nicht gefragt.“

„Vater, ich sag's für Thilde, und dann will ich Dir sagen, daß ich mich geärgert habe, so wie Du heute Tietze behandelt hast.“

„Warum sagst Du mir das, hm?“

„Weil Mutter vor Angst nichts mehr sagen mag und Thilde auch nicht.“

„Wilhelm hat Dich wohl angestedt?“

„Nein, Vater.“

Die Bäuerin sieht nichts Gutes kommen.

„Christian, bitte, sei vernünftig. Wir sind noch beim Essen. Du bist mit vielen Leuten uneinig. Den Ärger darfst Du doch nicht immer in Deiner Familie abladen. Das ist nicht richtig.“

„Was richtig ist, muß ich wissen, Frau. Ich tue, was der Kreishauptmann bestimmt.“

„Vater, das ist ein roter Halunke.“

Eine Ohrfeige knallt. Der Junge ist rot geworden. Er greift sich erschrocken übers Gesicht und geht in seine Schlafkammer.

„Christian, Du darfst den Jungen nicht mehr schlagen. Er ist zu groß dafür, und dann —“, die Bäuerin holt tief Luft, „ist es nicht nur Dein Kind, sondern auch meins.“

Ein Stuhl wird hart an den Tisch gesetzt. Die Tür fliegt zu. Zwei weinende Frauen bleiben zurück. Die Speisen in den Schüsseln dampfen noch.

„Hast Du was mit Wilhelm gehabt?“

Das Mädchen weint ohne Unterlaß. Die Mutter kennt ihr Kind auch ohne Worte. „Wirst ihn schon kriegen, den Wilhelm“, und streichelt ihre Hand. —

Wilhelm schafft auf der leeren Bauernstelle. Am Abend brennt hinter dem gardinenlosen Fenster ein Licht. Nun weiß es das Dorf, daß das Gerede Wahrheit ist: bei Borgmann im Hause ist Streit gewesen.

Wilhelm hat auf dem aufgeschütteten Stroh schlecht geschlafen. Draußen ist es noch dunkel, als eine Peitsche knallt. Es ist der Windmüller, der Wilhelm zum Einkaufen mit in die Stadt nehmen will. Viel Geld muß er ausgeben. Weder Hammer, Pinsel noch ein Nagel sind im Haus. Kein Messer und keine Tasse sind in der Küche. Jede Kleinigkeit muß gekauft werden.

Wilhelm arbeitet von früh bis spät, doch die Arbeit wird immer mehr. Er muß an Thilde denken, um nicht zu verzagen.

Eines Tages klopft ein verhungertes, zerlumpter Kerl bei ihm an. Das Haar ist ihm bis in den Nacken gewachsen, und die Augen sind unstill wie sein Tüppeln. Seine Stimme ist heiser vor Erkältung. Wilhelm will den Mann ins Armenhaus schicken, doch von dort kommt er. Es ist überfüllt. Wilhelm gibt ihm zu essen und eine Decke für die Nacht. Am Morgen säubert der Fremde den Hof vom Unkraut, und als er damit fertig ist, fragt er nach weiterer Arbeit. Wilhelm will ihn entlohnen, da sagt der Mann:

„Ich will kein Geld. Ich möchte nur arbeiten und schlafen“, und er zeigt Wilhelm den Abmeldechein einer Ortsbehörde. „Überall klopfte ich wegen Arbeit an, statt dessen hat man die Hunde auf mich gehejkt.“

Der Fremde ist ein oberschlesischer Flüchtling und heißt Stryn-
tomski. Wilhelm läßt ihn arbeiten. Er kackt die Wände der Scheune,
streicht das Fachwerk des Wohnhauses. Er schwitzt bei der Arbeit.
Den Rock kann er aber nicht ausziehen, da er kein Hemd mehr auf
dem Leib hat.

Woche um Woche vergeht. Das Wohnhaus hat weiße Fenster-
kreuze und blanke Scheiben. Die Türrahmen stöhnen nicht mehr vor
Rost, und der Hofplatz ist blis sauber. Im Maschinenschuppen stehen
blank und neu Pflug und Egge, und im Stall zwei Pferde. Langsam
bekommt der Bauernhof ein junges Gesicht. Wilhelm kümmert sich
nicht mehr um das Dorf und um politische Versammlungen, nur
mit Thilde trifft er sich für kurze Zeit auf dem Weidenweg. Im
Herbst will Wilhelm zum Bauern gehen und um Thilde als Frau
bitten.

Um die Zeit der Heuernte geht Thilde wartend auf dem alten
Weg. Der Nebel aus den Wiesen feuchtet ihr Haar und bringt
eine Kühle, daß sie ihr Tuch höher um die Schultern legt. Vergeblich
wartet sie auf Wilhelm, sie wartet Tage. Kein Gruß, kein Brief
wird ihr zugestellt. Ihr Leid trägt sie nicht in den Augen, und darum
tropfen die Tränen nach innen.

In einer Nacht pocht es an ihrem Fenster. Der Knecht mit dem
polnischen Namen steht draußen und bittet sie, sofort zu Herrn
Barthoff zu kommen, er sei krank und läge im Fieber. Thilde er-
schrickt. Zieht sich behende an. Holt aus dem kleinen Apotheken-

schrank einige Tabletten und tut etwas, was sie nicht versteht; sie nimmt ihrem Vater eine Flasche Wein aus seinem Vorrat fort.

Auf dem neuen Hof riecht es nach Ölfarbe und Kalt. In der großen, neu hergerichteten Stube steht in einer Ecke das Bett und ein niedriger Mellschemel. Auf der Fensterbank liegen zwischen Hobelspanen Brot, Würst und ein unsauberes Messer. Von der Stubendecke hängt eine Glühlampe ohne Schirm herunter, und der Fußboden hat lange keine Seife bekommen. Wilhelm liegt leise stöhnend im Bett. Auf leisen Sohlen geht Thilde zu ihm, wischt den Schweiß von der Stirn des Kranken, liest die Rezepte auf den Medizinflaschen, zählt die Tropfen und führt sie dem Siebernden zu. Still tut Thilde ihren Dienst. Strynkowski muß beim Umbetten des Kranken helfen und kühles Pumpenwasser für Umschläge holen.

Das Licht in der Stube verblaßt in den hellen Morgen. Der Kranke schläft ruhig. Thilde geht übernächtig und müde heim und überlegt, wie sie alles erzählen soll. Sie will zuerst durch den Krautgarten gehen, doch ihr Vater steht wartend vor der Tür. Er sieht so rot im Gesicht aus, daß ihr das Herz im Halse schlägt.

„Wo warst Du über Nacht?“

Thilde kann ihren Vater nicht ansehen. Die Angst versperrt ihr den Mund.

„Ich — — ich — — war bei Wilhelm, Vater.“

Der Bauer hat zwei tiefe Falten unter der Nasenwurzel.

„Du, eine Borgmann, schläfst beim Knecht?“

Das Mädchen faßt sich vor Schreck an die Schläfen.

„Wilhelm ist krank.“ Der Bauer hört nur seine Stimme.

„Schlagen müßt ich Dich, aber ihr Kinder gehört ja Eurer Mutter!“

„Vater, Vater!“ wimmert Thilde.

„In vier Wochen heiratest Du. Hol mir den Kerl her. Allein kommst Du nicht wieder in mein Haus.“

Der Bauer verschnauft sich.

Thilde könnte jetzt reden.

Starr wie aus Stein steht sie da. Ihr Gesicht ist wie aus Wachs, und ihre Augen sind ohne Glanz.

„Sprich!“ begehrt der Bauer auf.

Thilde wendet sich um. Den Kopf gesenkt, die Hände über ihrem jungen Leib gefaltet, geht sie langsam vom Hof. Schritt für Schritt. Immer weiter.

Sie geht in die leere Stube zurück. Hockt auf dem Schemel und nimmt die Hand des Kranken in ihre Hände. Träne auf Träne fällt. Wilhelm wird wach.

„Du? Thilde?“

„Ja, Wilhelm!“

Sie schüttelt das Kopfstissen auf, zieht das Bettlaken glatt und gibt ihm zu trinken.

„Bist Du schon wieder hier?“

Das Mädchen schluckt.

„Ich darf bei Dir bleiben.“

Lächelnd schläft Wilhelm ein. Strynkowski will sich über die rotgeweinten Augen des Mädchens wundern, doch er hat keine Zeit hierfür. Er muß Holz haben und zum Kramladen gehen und einkaufen. Thilde macht Feuer im Herd, kocht und arbeitet in dem Haus so eifrig, daß Strynkowski wohl wird.

Klaus kommt und bestellt, daß alles wieder in der Reihe wäre und der Vater sich beruhigt hätte. Thilde möchte doch nach Hause kommen.

„Sag Mutter, ich bleibe hier!“

„Thilde, denke doch daran, was über uns erzählt wird.“

„Ich bleibe hier!“

Thilde ist Pflegerin und Arbeiterin zugleich. Sie plagt sich Tag und Nacht, und wenn sie sich abends auf ihre Strohschütte in der Milchammer niederlegt, fallen ihr schon die Augen zu. Bläß ist sie geworden, und die Kleider sind ihr zu weit. Strynkowski ist ihr dankbar. Seine neuen Hemden hat sie ausgewaschen, die Brotscheiben legt sie ihm immer so ordentlich hin, und die Tasse ist auch sauber. Wenn er allein ist, nennt er sie „liebes Mensch“.

Als Wilhelm den Weg vom Bett bis zum Fenster allein gehen kann, meint er zu Thilde, daß sie jetzt fort müsse, denn sonst könnte Gerede darob werden.

„Bist Du nun wirklich gesund?“

„Ja, warum fragst Du immer so eigenartig?“

Thilde lächelt weh und erzählt ihm ihr großes Leid. Mühsam bezwingt sich Wilhelm und kann es nicht fassen, was der kleine Mund ausspricht. Wilhelm tanzt es rot und grün vor den Augen — und dann findet er sich im Bett wieder.

„Ist das wahr?“

„Schlafe!“

„Nein. Ich will wissen, ob das wahr ist!“

„Ja.“

Das Wort bleibt lange in der großen, leeren Stube.

Vier Wochen folgen. — Was dazwischenliegt, wissen nur das Geschäftszimmer des Dorfschulzen und Wilhelm. Was bis heute zwischen ihm und seiner Frau war, die nun in der Kirche neben ihm steht, wissen sie beide nur allein. Klar und rein wie die weißen, brennenden Kerzen, in deren Flammen sie blicken, ist es gewesen. Mit diesen Gedanken kommt Wilhelm mit der Bäuerin Thilde Barkhoff auf seinen Hof.

Der Lehrer singt ihnen mit seinen Kindern das Lied:

„Kein Hälmlein wächst auf Erden,
der Himmel hat's betaut.“

Und dann reicht man ihnen nach altem Brauch trockenes Brot und Salz.

Wilhelm führt seine Frau über die Schwelle.

Kein Weinglas klingt am Hochzeitstag, keine Brautjungfer spricht ein Gedicht. Niemand zerreißt um Mitternacht den Schleier der jungen Frau. Ihre Füße tanzen nicht, sondern ruhen auf der alten, geschnitzten Subbank, dem Andenken an Wilhelms Mutter.

Auf dem Bauernhof ist keine Zeit zur Beschaulichkeit. Es wird gearbeitet, daß die Schwarte frucht. Erfolg und Mißgeschick sind überall in der Welt, sie sind auch bei Wilhelm. Die Schweine waren krank, und in die grünen Halme des Roggens war der Rost gekommen, so daß die Körner in den Ähren zu geringen Ertrag geben. Doch die Rüben stehen gut, und unter den Kartoffeln liegt eine reiche Ernte. Thilde kann ihrem Mann nicht mehr so helfen wie im ersten Jahr. Sie besorgt die Hühner und Enten, hält ihren Gemüsegarten hinterm Haus in Ordnung, und sitzt sonst mit einer sonderbaren Erwartung in den Augen am Fenster, näht kleine Wäsche-

stücke, und zwischen den Stichen liegen viele stille Gedanken und Wünsche. — Dem Strynowski ist im Frühjahr das Mädchen eines Tagelöhners aus dem Nachbardorf begegnet, und nun ist Kienappel dabei und richtet den leerstehenden Katen zu einem Hause her.

Um die Zeit wo die Kühe von den Koppeln getrieben werden und der erste kalte Regen über dem Land liegt, kommen zu Wilhelm zwei Männer aus der Stadt. Lange wird miteinander verhandelt, und als sie aus dem Tor fahren, steht fest, daß die erste Versammlung der Partei im Dorf sein soll. Wilhelm geht zu dem Lehrer, zu Lantschuh, Ridert und Kienappel und Raff. Sie haben seine Flugblätter gelesen und weitergegeben. Doch es ist immerhin ein schwieriges Werben, und der Worte werden viele getauscht, aber nach langem Hin und Her weiß der Mann, daß er nicht allein steht. Wilhelm trägt sein altes Abzeichen wieder, und Thilde hat unter der Nadel der Nähmaschine ein rotes Tuch. Aus einem Leinenrest schneidet sie ein rundes Stück heraus. Es gelingt nicht. Da nimmt sie den Deckel von ihrem größten Kochtopf und zeichnet mit einem Kohlenstück den runden Kreis auf. Aus Streifen von einem alten schwarzen Wintermantel fertigt sie ein Hakenkreuz, und als sie nun mit dem Plätteisen darübergeht, ist sie mit der Arbeit zufrieden.

Der Lehrer schreibt auf seiner klapprigen alten Schreibmaschine Zettel und gibt darauf kund, was am 26. Oktober im Dorf los ist. Er heftet die Zettel an das Spritzenhaus, an die Rampe der Molkerei und an die Scheunentüren. Sie werben alle, nur Kienappel nicht; der Mann ist noch nicht mit sich einig, weil er bisher nur Bebel's Buch: „Der Sozialismus und die deutsche Frau“, gelesen hat; aber als der Tag kommt, geht er abends auch in die Versammlung.

Wilhelm hat am Rednerpult in der „Friedenseiche“ die Fahne, die erste Fahne im Dorf, befestigt. Hinter der wackligen Kulisse liegen zwei deftige Knüppel, weil man nie weiß, woher der Kuhmist weht.

Der Saal füllt sich. Wilhelm steht auf der Bühne und führt den Redner ein. Was er sagt, hat er in den Tagen vorher auswendig gelernt. Trotzdem ist er befangen, und seine Stimme ist ihm ungewohnt im Klang. Dann spricht der Redner. Mehr Begeisterung als

Verstand, mehr Glaube als das ganze Dorf mit seinen achthundert Seelen hat der Mann. Seine Worte sind wie ein Wildbach, dessen Wasser klarbleiben will und alles, was seinen Lauf stört, dürres Holz, welkes Laub und andere Säulnisse, an die Ufer wirft. Was er sagt, ist neu für Bauern und Knechte, und was er verspricht, ist höher als der Turm ihrer Kirche. Weder Beifall noch Ablehnung wird dem Mann. Mißtrauisch betrachten ihn die einen, überlegen die anderen. Einige vergessen sich und wissen nicht mehr, wo sie sind. Wilhelm sieht alles von der Bühne. Dem alten Tofelde ist der Mund offen stehen geblieben. Köster kratzt sich hinter den Ohren, und Strynkowski bohrt sich sogar in der Nase. Vor der Saaltür steht Lantschok als Posten. Tofelde schreit plötzlich „bravo!“. Der Redner wird warm. Bei den Zuhörern schwindet das Mißtrauen. Sie folgen den Worten so intensiv, daß sie das Rauchen vergessen und das Bier stehen lassen.

Wilhelm dankt dem Redner. Langsam leert sich der Saal. Die Leute sagen wenig. Sie haben viel Neues gehört, aber die Meinung ist noch nicht als Wort gereift. Nur Sötmelf ist mit dem Mund da:

„Ist ja alles ganz schön, was der Mann uns erzählt hat, aber erreichen tun wir es doch nicht.“

Wilhelm lacht darüber, verteilt am Ausgang ununterbrochen Flugblätter und hat die ersten Beitrittserklärungen in der Tasche.

Viele Vorträge und Versammlungen sind wie Regen und Sonne als selbstverständlich hingenommen worden, doch Barthoff sein Mann hat die Scheidung zwischen Korn und Spreu gebracht. Die Leute haben bitterböse Auseinandersetzungen. Ist Ruhe eingelehrt, so finden sie eines Morgens wieder ein Flugblatt vor der Tür oder im Kasten, und der Streit beginnt von neuem. Beim Dorfschulzen Borgmann geht ein Brief ohne Unterschrift ein; er wird aufgefordert, die zugewanderten Barthoff und Strynkowski aus der Gemeinde zu entfernen, denn sonst käme ein Unglück, schlimmer als die Pestilenz.

Die Dicksöpfigkeit der Bauern wird fraß. Ridert wird als Vorsitzender des Kriegervereins abgesetzt, und ein Knecht holt für seinen Herrn eine Egge, die repariert werden sollte, wieder ab. Ohne Grund. Kienappel hört mitten im Bau eines Schweinestalles auf,

weil der Bauer ihn auf seinem Hof nicht mehr sehen will. Fremdes Gerede bricht sich durch, denn eigenes Denken ist nur so lang wie Heu.

Zur Reichstagswahl besorgt sich Wilhelm einen hohen Sichtenstamm, gräbt ihn am Tor ein und hißt seine Fahne. Sie weht und knattert im steifen Nordost über seinem Hof, und Wilhelm lacht. Doch sein Tun wirkt wie ein kalter Blißschlag im Dorf. Die Kinder bleiben erstaunt vor der Fahne stehen, und die Alten machen es auch. Später geht dieser oder jener auf dem Weg bei Barkhoff vorbei, tut sehr eilig und will doch nur das flatternde Tuch sehen. Wilhelms Freude ist nur kurz. Am Morgen sind die Taue durchgeschnitten, und die Fahne liegt auf dem Misthaufen. Wilhelm flucht und wettet. Strynkowski muß Hammer und Nägel holen und Wilhelm nagelt die Fahne am Mast fest. Um Mitternacht bellt ohne Unterlaß der Hund. Thilde wird wach. Sie stößt ihren Mann an. Es dauert lange, ehe Wilhelm in die Hosen kommt, denn er hat einen gesunden Schlaf. Als er auf den Hof tritt, neigt sich langsam der Fahnenmast und stürzt quer über die Einfahrt. Ein fliehender Schatten wird von der Dunkelheit aufgesogen. Wilhelm macht den Hund von der Kette los, und das Tier verschwindet in langen Sähen. Wilhelm untersucht den Mast, er ist abgesägt. Der Hund kehrt zurück und hat im Maul einen Stoffsegen.

Für jeden Unfug und Frevel gibt es ein Gesetz, hierfür nicht. Die Männer von den Paragraphen haben nur spöttische Lippen für die Beschwerde und Anzeige des Bauern Barkhoff.

Mit Grimm geht er heim, und als er auf der Diele seinen Hut aufhängt und in die Stube will, schiebt ihn seine Schwiegermutter leise aus dem Haus. Um Thilde tut sie es. Wilhelm setzt sich auf die kühlen Steinstufen. Er möchte lachen, über einen Zaun springen, oder einen Baum ausreißen. Wie lange er auf den Stufen gesessen hat, wird ihm nicht bewußt. Jemand ruft ihn hinein. Er versucht mit den schweren Stiefeln leise zu gehen. Im Bett liegt matt mit geschlossenen Augen seine Frau und hat ein Bündel neben sich, und was da herauschaut, soll ein Mensch, soll seine Tochter sein.

Lächelnd geht Wilhelm hinaus und pfeift im Stall ein Lied. Strynkowski staunt und weiß nicht, was er von seinem Herrn halten soll, als dieser ihm einen Taler in die Hand drückt. —

Läntschoh stürmt in den Stall.

„Was ist los?“

„Krieg im Chauffee-Krug, Wilhelm. Unser Redner spricht. Kommunisten und Gutsarbeiter sind da.“

„Ich kann heute nicht mit.“

„Bist Du tranklüterig um Deinen Sahnenmast, oder haben sie Deine Kühe gemolken?“

„Kühe gemolken?“ fragt Wilhelm bedächtig.

„Ja, das ist das Neueste. Sonst stahlen sie uns die Würste und Schweine. Doch wie unsere Mädchen heute morgen melken wollen, sind die Euter leer. Keine Kuh gibt Milch. Doch das ist jetzt erledigt. Mach Dich fertig.“

„Es geht nicht.“

„Martiere nicht.“ Läntschoh lacht. „Wir schlagen heute abend alles zu Feuerholz, und vielleicht bekommt der Kerl, der Deinen Sahnenmast abgefägt hat, dabei auch seine Hiebe.“

Wilhelm geht in die Stube. Thilde ist wach. Ihre Augen treffen sich lange. Er beugt sich über ihren Mund, der sagt leise:

„Ja — ja — gehe.“

Thilde versucht zu lächeln. Als Wilhelm sich die Joppe anzieht und den Knüppel vom Haken nimmt, hat die junge Mutter Tränen in den Augen.

Feierstunde und Geburt versinken.

Was ist in dieser Welt noch Feierstunde, warmer Ofen und Bett für Männer? Feierstunde ist Sieg. Der Ofen ist das kochende Blut, und das Bett ist Schlaf zwischen Dämmerung und Morgen. Schlaf im Stehen.

Am Wege lauern Wölfe. Sie beißen nicht, aber sie stechen. Sie heulen nicht, aber sie schreien „verrecke!“. Saust und Hand, Nacht und Licht liegen in Weißglut im Kampf.

Rammfloß gegen Rammfloß.

Wilhelm pflügt tagsüber seinen Acker, und des Nachts pflügt das unnennbare Große über seine Seele. Die Augen haben morgens rote Ränder, der Mund wird härter und die Lippen eng. Seinem Kinde mag er nicht mehr die Hand auf das flachshelle Haar legen. Die Hand hat viel schlagen müssen.

Thilde hat das Warten auf ihren Mann müde und älter gemacht. Sie schläft immer erst ein, wenn sie seinen Schritt auf der Diele hört und weiß, daß ihm nichts Schlimmes passiert ist. Ihre gemeinsamen Mahlzeiten werden häufig durch Besuch gestört, und am Abend hat Wilhelm so wenig Zeit, daß er einen Kanten Brot und ein Stück Speck in den Brotbeutel steckt und unterwegs die Zehrung zu sich nimmt. Thilde versteht vieles nicht von dem, was ihr Mann treibt, doch es wird richtig sein, und sie vertraut ihm.

Der Hof liegt still da, das Dorf auch. Aber in den Menschen gärt die Unruhe mehr und mehr. So hart ist der Kampf und so bitter, daß das Dorf sich selbst am Totensonntag am Denkmal nicht mehr einig ist. Der Tanzsaal kennt Sonntags keinen Frohsinn und Sötmelts Klarinette verstaubt.

Wilhelm arbeitet auf dem Felde, auf dem Hof und für die Partei. Alle verlangen ihr Recht, und Wilhelm gibt es ihnen. So alt und verbraucht sieht er aus, und die Männer, die seinen Weg kreuzen, spotten nicht mehr über ihn und nicht mehr über den Ausländer und Bauarbeiter in München; diesem folgen schon einstige Fürsten und alte Generäle in weißen Haaren. Die Leute der Gegenpartei werden immer geringer in der Zahl und versuchen unmögliche und verbotene Mittel.

Eines Nachts dröhnt die Sturmglocke im Dorf. Feuer!

Wilhelms neue Feldscheune mit sämtlichem Stroh und der dort untergestellten Breitdreschmaschine steht lichterloh in Flammen. Aus purer Rache hat man es ihm angetan. Strynkowsti heult wie ein alter Kettenhund. Als endlich die freiwillige Feuerwehr kommt, ist Hilfe zwecklos. Wilhelm steht vor den verkohlten Balken und dem rauchenden, stinkenden Stroh. Die Not der letzten Zeit bricht aus ihm heraus. Er schreit: „Verfluchte Hunde!“, daß es das ganze Dorf hört. Die Untersuchung des Brandes bringt kein Ergebnis. Nur eine Gewißheit lindert seinen Verlust. Er hat mehr Freunde, als er denkt. Nach dem Brand schickt ihm der Bauer Lademann eine Fuhre Stroh, und andere, die sich noch nicht am hellen Tage zu ihm bekennen, kommen in der Dunkelheit und bieten ihm ihre Hilfe an. Aber Wilhelm ist müde geworden, und wer viel Ellen-

bogenfreiheit braucht, stößt sich an der Welt wund und muß dort einkehren, wo Ruhe und Pflege ist. Gegen Messer und Schlagringe nahm er den Kampf immer auf, aber mit einem Brandstifter wird er nicht fertig.

So legt Wilhelm nach Jahren seinen Kopf in den Schoß seiner Frau, und Thilde ist glücklich, daß er sie nötig hat. Die Tage sind schön wie im Lenz, sind schön wie ein blühender Birnbaum.

Nicht lange währt der Minnedienst. Ein anderer Dienst nach dem Schritt des großen Trommlers beginnt unablässig von neuem. Wilhelm denkt viel an die Geschichte, die ihm Henningssen in der ober-schlesischen Wirtshausstube erzählt hat. Der nibelungenhafte Krieger geht über die letzten Ruinen und Brandstätten der beiden November. Bald muß er die neue Saat sehen, und seine blutende Heimwehwunde wird heilen. Wilhelm ist trotz aller schlimmen Erlebnisse zumute, als ob es bald wäre. Mögen die Fabriken auch noch ohne Arbeit sein, und mag der Pfändungsbeamte dem Bauern in der mageren Gegend die Kornsäcke unter der Dreschmaschine fortnehmen oder das Korn auf dem Halm pfänden. Das ist in den letzten Jahren immer so gewesen. Es regt nicht mehr auf, man ist es gewohnt, trotzdem kann es nicht mehr so weiter gehen. Der deutsche Brunnen würde bald überfließen.

An einem Tage marschiert Wilhelm mit seinen SA.-Leuten, es sind 48 Säufte, in die Kreisstadt. Seine Kameraden tragen Räuberzivil, dunkle Joppen, graue Jacken und Stutzen und stechen merkwürdig von den Uniformen der Männer in der Stadt ab. Alle sammeln sich in der Kreisstadt und fahren geschlossen in die große Stadt an der See. Wilhelm wird das Herz leicht, und die letzten, zweifelnden Gedanken fliegen wie Fledermäuse vor der Sonne fort, als der Redner spricht. Wilhelm hat zuviel in den letzten Jahren an den Händen gehabt, und seine Gegner waren häufig im Traum um ihn. Trost und hoffnungsvolle Worte für die kommende Zeit hört er, und sie sind sehr vonnöten. Was weiß ein fremder Mensch von den Gedanken eines Saalschuhmannes! Nichts. Denn er ist nicht nachts mit abgeblendeten Laternen auf Fahrrädern unterwegs. Kennt nicht Sorge noch Hunger, weil er keine Begeisterung kennt. Ahnt nicht die Angst um Kameraden,

die Hilfe brauchen, und weiß auch nichts von einer vergrämten Frau, die schlaflos im Bett auf ihren Mann oder Sohn wartet. Darum sind hier in der Stadt auch sowenig Zuschauer. Wilhelms Abteilung erhält eine geweihte Fahne, und Lantschuh ist ihr Träger. Seine Säuste umschließen wie Schraubzwingen den Fahnenstang, und die Augen unter den buschigen Brauen leuchten wie Sieg.

In langen Reihen, dicht aufgeschlossen, marschieren sie, und ihre Lieder sind Revolutionschreie. Die Straßen sind Gefäßerklüchten. Alte Blumentöpfe und Nachtgeschirre fliegen aus den Fenstern und zertraben auf dem Pflaster. Steine werden geworfen. Über dem Marschblock rauscht es brandend: „Deutschland erwache!“ An einer Straßenecke gibt es eine Stodung. Die Roten haben einen Milchwagen umgestürzt und werfen mit den ausgelaufenen Flaschen. Die Schulterriemen sitzen lose. Eine tolle Keilerei beginnt. Als das Überfallkommando der Polizei eintrifft, ist die Ordnung wiederhergestellt. Sowjetsterne und „Mistforken“ sind erbeutet. Sie stehen hoch im Wert.

Wilhelm hält seine Leute zusammen. Niemand darf bis zur Abfahrt allein fortgehen. Strynowski tut es trotzdem. Er ist noch nie in einer großen Stadt gewesen und hatte seiner Frau versprochen, ihr etwas Schönes mitzubringen. Nach einer halben Stunde kommt er zurück, hat ein blaues Auge, eine zerfetzte Joppe, und die für seine Frau gekaufte Blumenvase liegt in Scherben im Papier.

Wieder ist das Blatt eines Tages beschrieben worden.

Das Jahr 1932 geht zu Ende. Es brachte Hunger und wenig Freude im weiten Land.

Der letzte Tag schlägt die Augen zu, und als die Sonne ihr Abendrot hinter den Schneefeldern zerfließen läßt, kommt die Wehmutter auf den Hof des Bauern Barthoff. Um die zehnte Stunde ist der Hoferbe da, und die behilfliche Frau sagt, daß er dem Vater wie aus dem Gesicht geschnitten sei.

Wilhelm sitzt viel am Bett seiner Frau. Der Frost ist tief in die Erde gedrungen, und die Arbeit, die es jetzt gibt, ist nicht eilig. So einen neumodischen Apparat, der ihm Musik aus allen Gegenden der Welt in sein Haus bringt, hat Wilhelm auch angeschafft.

Thilde freut sich zu den stillen Tagen und lernt wieder das Lachen. Ihr Mann flötet im Haus, und der Schelm sitzt ihm lose in den Augen. Die Kinder krähen wie junge Hähne, und Wilhelm spielt mit der Tochter „Kuckuck“ und fühlt sich dabei sehr glücklich. An einem Morgen will er den Windmüller besuchen, sieht beim Dorfzug eine Menschenansammlung, und da fällt ihm ein, daß bei der Bäuerin Thesdorp Zwangsversteigerung ist. Es stand vor Weihnachten in der Zeitung. Wilhelm drängt sich heran, und er sieht eine Tragödie, wie sie vor Jahren bei dem Bühnen Kister war. Doch was ihn plötzlich stutzig und aufgeregt macht, ist der Mann mit dem schwarzen, steifen Hut und dem fetten Kinn, der damals vor Jahren auch den billigen Einkauf tat. Eine Siedehitze steigt Wilhelm in den Kopf. Der Pfändungsbeamte vollzieht sein Amt, und der Mann aus der Stadt bietet und erhält immer den Zuschlag. Den Bauern ist das Geld knapp geworden, sie schweigen. Auf die Schweine bieten einige Häusler, doch der andere überbietet. Mit seinen dicken Fingern wühlt er in der Briefftasche zwischen den Geldscheinen und lacht. Dieses Lachen bringt Wilhelm völlig aus der Fassung.

„Das Vieh bleibt hier!“

„Wer bestimmt das?“ fragt der Beamte.

„Ich.“

„Wer ist ich?“ Die Stimme ist so sachlich, als wenn ein Selbstweibel in der Instruktionstunde fragt.

„Wilhelm Barthoff.“

Der Beamte sieht sich gelassen nach ihm um. Wilhelm wird durch die Kühle des Beamten befangen, doch da lacht der Vieh Jude wieder, und um Wilhelms Fassung ist es geschehen. Dem Bauern Toselbe reißt er den Stock aus der Hand und schlägt den Viehjuden, daß er schreiend davonläuft. Wilhelm läuft hinter ihm her. Das Tor der Schmiede steht auf. Dort hinein will der Mann. Er sieht vor dem Eingang nicht die Egge, die zum Ausbessern mit den Zinken nach oben liegt, und stürzt hinein. Wilhelm schlägt und schlägt. Er schlägt noch, als Ridert kommt und ihn mit Mühe zurückdrängt. Wilhelm besinnt sich. Wirft den Stock von sich, knöpft sich die Jacke zu, geht durch die vielen Menschen, hört noch,

wie der Gerichtsvollzieher nach einem Arzt ruft und geht den Weg zurück.

Zu Hause erzählt er Thilde, was geschehen ist. Er muß es ihr sagen. Er weiß, was kommen wird.

Auf eine Sommerblume ist Schnee gefallen.

Wilhelm geht in der Stube auf und ab.

Er erwartet jemanden. Das Warten macht ihn rastlos. Strynkowski fährt auf einer Schubkarre Runkelrüben in den Stall. Wilhelm ruft den Knecht und gibt ihm einige Anweisungen und bittet ihn noch, auf das Pferd, welches hinten links lahmt, zu achten. Er soll es in den nächsten Tagen im Stall lassen und schonen. Strynkowski fragt verwundert, ob der Bauer verreisen wolle. Wilhelm antwortet mit „vielleicht“ und geht wieder in die Stube.

Seine Augen gehen nach dem Hof, nach der Uhr und wieder nach dem Hof.

Der Briefbote kommt und bringt Post. Ein Brief aus Chile ist dabei. Henningsen schreibt, daß er nun schon über zehn Jahre fort sei, daß er es in der neuen Heimat aber nicht mehr aushalten könne. Er schreibt von Linden und wiederum, daß das Korn bei ihnen nicht so duftete wie in der Heimat. Wilhelm kann die eng beschriebenen Seiten des langen Briefes nicht zu Ende lesen. Er legt ihn beiseite und geht wieder auf und ab. Thilde hat die Kinder versorgt und unterbricht das ruhelose Wandern ihres Mannes. Hand in Hand sitzen sie auf dem Sofa — — schweigend.

Der Stundenzeiger hat dreimal gestreift.

Ein Wagen fährt auf den Hof. Die Männer, die aussteigen und zu Wilhelm kommen, sagen nicht viel, und er auch nicht.

Wilhelm muß mit. „Komm wieder!“ bricht es aus Thilde, und als sich die Tür schließt, fällt sie weinend ins Bett. Auf dem Hofplatz steht Strynkowski, er ahnt irgendwelche Zusammenhänge und hat den Hund von der Kette frei gemacht. „Nicht!“ sagt Wilhelm und winkt dem Knecht einen Abschied zu.

In der Stadt wird Wilhelm festgesetzt. Er kommt nicht zurück. An jedem Tag ist Verhör. Die Untersuchung macht ihn müde. Er gesteht alles, und kommt doch nicht frei. Körperverletzung ist nur das geringere Übel, daß er der Partei angehört, scheint das

größere zu sein. Kein Schlaf bringt Vergessen. Das Essen nimmt er nur zu sich, wenn der Magen vor Hunger brennt. Die Sehnsucht frisst die Kraft aus den Knochen. Jenseits des hohen Fensters ist die Welt, ist sein Hof. Dort sind Thilde und seine Kinder. Dort klappern die Milchkannen und surrt die Zentrifuge.

Eines Tages kommt Strynkowski zu Wilhelm. Der Knecht will seinem Bauern viel erzählen und hat sich jeden Satz auf dem langen Weg wohl gemerkt. Die dunklen Streifen unter den Augen des Bauern, der enge Mund und die scharfe Nase lassen Strynkowski alle Worte vergessen. Die Kehle ist ihm zugeschnürt. Er bestellt Grüße, sammelt nebensächliche Dinge, und als das harte Gesicht ihm gegenüber sich nicht verändert und kein Wort seine Rede unterbricht, da schweigt auch der Knecht. Das Eisentor fällt ins Schloß. Strynkowski beißt sich die Lippen wund. Das dürfen sie nicht mit seinem Bauern machen, nein, das nicht, denn bei der Versteigerung haben alle dasselbe gedacht, und sein Bauer — nun — der hat es ausgeführt. Für Strynkowski ist keiner besser oder schlechter. Der Dieb Jude hätte totgeschlagen oder im Dorfteich ersäuft werden müssen.

Der Bäuerin, „sein liebes Mensch“, bringt er die stummen Grüße des Verhafteten. Als Thilde allein ist, weint sie. Soviel hat sie weinen müssen. In der Wiege wimmert der Hoferbe. Thilde wiegt und singt:

„Ei ja, wi wi, wer is äwer Nacht bei mi?“

Tränen fallen auf das Bett, auf ihre Hände. Thilde friert. Sie friert am warmen Ofen und im dicken Daunebett.

Am Herdfeuer wärmt sie eine Suppe und ißt sie im Stehen.

Wenn es im Haus still wird, hört sie den Holzwurm im Türpfosten und erschrickt vor jedem Geräusch auf dem Hofplatz. Mit verschlungenen Händen und weiten Augen wartet sie unbeweglich. Erwacht sie nach unruhigem Schlaf, greift ihre Hand in das leere Bett neben sich und streichelt das kühle Kopfkissen. Ihre Gedanken gehen immer größere Wege, gehen weit in die Ferne, und nur das Weinen ihrer Kinder bringt sie zurück.

Die Freunde ihres Mannes sind zu ihr gekommen und haben gute Worte gesprochen, doch als Thilde keinem antwortet, sind sie

wieder gegangen; auch der alte Pastor, der manche Wunde besser heilen kann als ein Arzt, muß wieder umkehren. Er ist der einzige, der an den Amtshauptmann einen groben, unchristlichen Brief schreibt. Nach Tagen erhält er von seiner Behörde den Bescheid, daß er sich um Dinge, die ihn nichts angingen, nicht zu kümmern hätte. Der Pastor bekommt dicke Adern an den Schläfen. Einer muß seinen Zorn aufladen, und so geht er zu Borgmann und hält ihm eine Rede über Menschlichkeit und was sich im Leben gehöre. Der Bauer will unterbrechen und etwas vom Schulzenknüppel an der Wand und von Ehre sagen, der Pastor aber schlägt den Bauern so mit Worten zurecht, daß er still wird.

Am Abend geht die Bäuerin zu Thilde.

Wilhelm vergrübelt Tag für Tag. Seine Kameraden haben nicht die Zeit dazu. Die Saalschütz Männer der Dörfer kleben wie Kletten zusammen, jeden Abend sind Versammlungen, und einer hilft dem andern. Wo Lantschöh mit seinen Leuten auftaucht, bleibt kein Auge trocken und kein Stuhl ganz. Nie ist er im Saal, wenn die Versammlung beginnt. Er wartet hinter einer dunklen Scheunwand oder vor dem Dorf hinter einer Strohmiete. Wenn der Verbindungsmann auf zwei Singern lang anhaltend pfeift, bricht sein Trupp vor und schafft Ruhe. Vor ein paar Tagen ist er zu spät gekommen. Der Landweg ist vom vielen Regen aufgeweicht, und als sie endlich helfen können, liegen drei Kameraden stöhnend im Blut auf der Diele. Die Roten sind fortgewesen. Auf dem Rückweg sind dann wohl so dreißig Leute mit Zaunlatten und Sortenstielen über sie hergefallen. Es ist eine tolle Bolzerei gewesen, und als sie sich hinter einem Schlebusch wieder zusammenfinden, fehlt einer, Ralf. Im Straßengraben finden sie ihn, arg zugerichtet, mit gebrochenem Schlüsselbein. Im Gröhdämmern kommt Lantschöh heim. Seine Leute haben den mißhandelten Ralf fünfzehn Kilometer weit geschleppt.

An diesem Morgen wird eine Zellentür aufgeschlossen. Im Büro wird Wilhelm von einem Beamten mitgeteilt, daß er frei wäre. Wilhelm geht ohne Gedanken und ohne die Augen zu heben durch die Straßen. Es schneit. Der Schnee wird auf der Erde gleich zu Schlamm. Ein Wagen überholt Wilhelm. Bauer Lademann ruft

ihn an. Er solle mitfahren. Wilhelm lehnt ab. Sein Mantel trieft von Nässe. Der Wind wird zum Sturm. Leer wie vor Jahren ist die Landstraße. Die Steinschläger am Straßengraben sind schon lange fort. Auf einem Feld stehen Pflüge, Schneeüberweht. Die Knechte des großen Gutes fahren Dung. Er dampft in der Kälte.

Wilhelms Schritte werden vor Müdigkeit und Hunger langsamer. In der fremden Wirtschaft beim Wegekreuz kehrt er ein. Ein Stüd Brot und ein Brathering, der sehr lange in Essig gelegen hat, sind Labfal.

Nach müdem Weg sieht er die Mühle und den stumpfen Kirchturm. Wilhelms Schritt stockt. Er könnte Menschen treffen, die ihn kennen. Er bleibt darum bei Lantschhof in der Hinterstube, bis es dunkel wird, und steht dann in seinem Viehstall vor Strynkowski, der vor Schreck den Wassereimer fallen läßt.

„Geh — und sage meiner Frau, daß ich komme.“

Thilde steckt die Lampe über der Haustür an, sieht nach dem Hoftor und wartet. Sie muß sich am Türpfosten festhalten, so schüttelt ihr Leib.

Wilhelm geht über den Hofplatz. Gibt seiner Frau die Hand. Das Wort schweigt.

Das älteste Kind bricht den Bann. Es klettert an den Knien des Vaters hoch und will reiten. Das Jauchzen des Kindes füllt die Stube.

Spät noch klopft es an der Tür. Strynkowski. Kaum ist der Schlüssel im Schloß herumgedreht, da schreit er: „Berlin, Berlin“, lacht und lacht, hat nasse Augen und schreit wieder „Berlin“. Mehr kann er vor Erregung nicht sagen und zeigt auf den Lautsprecher.

Die Bäuerin schaltet ein.

Wilhelm ruht vom Stuhl hoch.

Sein Antlitz ist weiß.

Ein Brausen und Jubelschreien, ein Heilrufen, Paukendröhnen und Trommelwirbel ist plötzlich im Raum, daß die Wände bersten müßten.

Adolf Hitler ist Kanzler!! — —

„Bald flattern Hitlerfahnen über allen Straßen“, gelst es vom Wilhelmplatz. — Heilrufe donnern. —

Wilhelm zittert. Seine Hände suchen die Wand — die Stuhl-
lehne. Er weiß nun, warum man ihn heute freiließ.

„Deutschland, Deutschland über alles“ rummt und paukt die
Musik. Tausende marschieren. Tausende singen. Sackellicht um-
leuchtet Eichenkränze.

„Thilde — Thilde“, röchelt Wilhelm. Er stößt die Arme in die
Luft und bricht neben seiner Frau zusammen.

Leblos bettet sie ihn.

Strynkowski spannt die Braunen vor den Wagen und jagt durch
die Nacht zum Arzt.

Die Untersuchung dauert lange. Thilde steht am Fußende des
Bettes. Der Arzt beugt sich von dem Kranken zurück.

„Lassen Sie ihn schlafen — schlafen. Ihrem Mann fehlt nichts.“

Auf der Diele stehen Klaus, seine Mutter, Strynkowski und hinten
an der Wand der Dorfschulze. Alle sehen ängstlich den Arzt an.

„Mit dem Mann hat man Schindluder getrieben. Vor dem
sollten wir uns alle schämen.“

Niemand spricht.

Der Mann an der Wand senkt den Kopf.

Strynkowski fährt den Arzt durch diese wundersame Januar-
nacht des zwanzigsten Jahrhunderts wieder heim. — — —

Die Zweige der Weiden glänzen, und die Linden sind braun
und rot von Knospen. Die grüne Saat beugt sich unter dem März-
wind, und aus den Wiesen ruft es „kiewitt — kiewitt“. Von den
Pumpen wird das dicke Strohgeflecht genommen, und auf den
Scheunendielen liegen die keimenden Kartoffeln für die Saat. Die
Hähne sind zwischen den Hennen, als sei es jeden Tag Sonntag
und nie anders gewesen. Auf den Koppeln blühen die ersten gel-
ben Blumen und sprossen breitspurig und saftig die grauen Disteln.
Die Männer können wieder heimdärmelig arbeiten und Luft
holen, weil der Tag junge Beine bekommen hat. Die Kinder spie-
len Brummkreisel und Ball und sind am Abend nicht satt zu kriegen.

Wilhelm sitzt in der Diele, schneidet neue Zinken, bessert die
Harken aus und macht Sortenstiele. Um seine Gesundheit steht es
noch nicht gut, und er ist länger krank gewesen, als der Arzt an-

nahm. Seine Glieder sind noch schlaff und er ist immer müde, aber seine Augen sind ruhiger geworden, und der Mund steht nicht mehr so eng und hart im Gesicht. Die Wochen im Gefängnis haben ihm das letzte wilde Feuer genommen, und wenn er an den Diebjuden denkt, muß er an jenen Winterabend denken, an dem sein Freund Weigel schwitzend und schwer den Wagen mit Kohlen in der Straße zog. An beiden Geschehnissen ist etwas dran, was nicht richtig ist.

Wilhelms Jugend ist im Kampf vertan. Es ist gut so. Die Jugend vor ihm war im Osten und Westen verblutet. Es mußte so sein, denn woher kämen sonst Männer?

Die Stundenglocke vom Kirchturm schlägt zwölfmal. Mittagszeit. Im Dorf wird es still.

Thilde erklärt ihrem Mann, daß sie in die Stadt fahren müsse, um Gemüsesamen einzukaufen. Rechnungen wolle sie auch bezahlen und hätte noch verschiedene andere Dinge zu erledigen. Wilhelm wundert sich, daß seine Frau am Dienstag fährt, wo der Sonnabend für Stadtbesorgungen eingerichtet ist. Doch er sagt nichts, weil ihm die Übersicht über die Dinge verlorengegangen ist.

Wilhelm arbeitet weiter.

Der Hund schlägt an. Sötmell kommt auf den Hof und fragt, ob er die große Leiter mal nehmen dürfe, auf seinem Dach wären einige Ziegel los. Wilhelm sagt zu, und als er das Sattotum betrachtet, sieht er im linken Knopfloch des Rockes ein schwarzweißes Band. Wilhelm fragt Sötmell, warum er plötzlich seine linke Brustseite schmücke. Sötmell ist verlegen und meint, daß es nun ja besser würde, und man müsse modern bleiben und mit der Zeit gehen.

Benommen verläßt Sötmell den Hof.

Es gibt in diesen Tagen viele Sötmells.

Der Junge des Tagelöhners Kruse bringt eine Querflöte mit ins Haus. Der Vater verbietet dem Jungen das Spielen darauf und legt die Flöte in die Lade. Eines Abends kommt die Frau vom Melken heim, hört aus der Stube Flötenspiel und den Tritt eines Stiefels, der den Takt angibt. Die Frau freut sich, daß ihr Sohn es im heimlichen Spiel schon soweit gebracht hat, doch wie sie in die Stube tritt, bricht das Marschlied jäb ab.

„Nanu?“

Mehr sagt die Frau nicht. Ihr Mann wischt verlegen über die Flöte und meint, er habe nur probieren wollen, ob er noch spielen könne. Er wäre beim Preußen Hornist gewesen.

„Das sagst Du mir jetzt erst?“

„Ich war solange solidarisch.“

Die Frau schüttelt den Kopf.

Der Tagelöhner lehrt seinem Sohn das Flötenspiel, und wenn sie genug geübt haben, muß Vater den „Alten Jägermarsch“ spielen.

Ja, ja, Kruse ist ehrlich, und der Bauer Lange auch, als er zu seiner Frau sagt, sie solle mal die alte schwarz-weiß-rote Fahne auswaschen, die verderbe ja. Die Motten kämen hinein, und es wäre doch schade um den guten Stoff.

Viele tun aber mit großem Gerede, als seien sie nie anders gewesen. Es glückt ihnen aber nicht. Ein steifer Wind, der die Ecken des umgedrehten Mantels weit zurückwirft und dabei das alte Muster sehen läßt, weht um die Zeit. Wilhelm hat auch einen Brief im Schubfach, der erste seit zehn Jahren von seinem Schwager, worin ihm dieser schreibt, daß er immer Nationalsozialist gewesen sei und sich entschlossen habe, jetzt, wo der Sieg errungen sei, Mitglied zu werden. Der Brief fliegt zerknüllt auf das Ofenblech. Thilde hat ihn wieder geglättet und ihn später noch einmal vorgelesen. Da haben sie beide herzlich gelacht.

Die Menschen wandeln sich. Sie holen aus Kästen und verstaubten Winkeln die verrosteten Kreuze und Medaillen, und der sie 1918 im Nebel in die Gasse geworfen hatte, ersteht sie für Geld wieder. Von manchem Bild eines Toten wird der dürre, trockene Immortellenkranz genommen und eine helle Frühlingsblume hinter den Rahmen gesteckt.

Alte Soldaten, die sich jahrelang fremd auf der Straße vorbeigingen, kennen sich wieder, erzählen alte Geschichten, werden warm dabei und wundern sich, daß sie es erst heute wissen, was sie damals für Kerle waren.

Die Kinder in den oberen Klassen singen neue Lieder. Sie verprügeln sich nicht mehr, weil zu Hause der Streit und die Debatten aufgehört haben.

Blinde Fensterscheiben in den Fabriken werden klar. Unter den großen Dampfkesseln entfachen die Heizer das erste Feuer. Maschinen warten auf arbeitende Hände, und Mütter warten auf Brot, das sich die Väter ehrlich verdienen. — — —

Wilhelm legt die Arbeit beiseite. Er muß das Vieh füttern, denn Strynowski ist beim Pflügen.

Er geht in den Stall und schneidet Rüben. Die Arbeit wird ihm noch schwer. Plötzlich wird sein Name gerufen. So ruft nur Thilde. Aber die kann doch noch nicht zurück sein. Wieder wird gerufen. Er meldet sich, und lachend steht seine Frau vor ihm.

„Ich habe für Dich etwas aus der Stadt geholt — ein Geschenk. Mußt mir versprechen, daß Du Dich nicht aufregst.“

„Wo ist denn das Geschenk?“

„Draußen!“

Wilhelm staunt über seine lustige Frau. Er geht hinaus.

Hager und groß steht ein Mann da. Er trägt kein Feldgrau, auch kein silbernes Edelweiß an der Mütze.

„Henningesen!“ ruft der eine.

„Wilhelm!“ der andere.

Und beide können vor Freude nicht mehr sagen.

Die lachende Thilde ist ernst geworden. Sie läßt die Männer allein.

„Bist alt geworden, Wilhelm.“

„Du auch.“

„Ja, weil ich Euch hier nicht helfen konnte. Und Du?“

„Weil Du mein Unteroffizier warst. — — Als du fort warst, lernte ich Menschen kennen, die waren so wie du. Darum marschierte ich weiter. Jahre.“

„Tut's Dir leid, Wilhelm?“

„Nein.“

Ihre Hände lösen sich.

„Komm, Du bist der erste Gast in meinem Hause.“

Ein Wanderer hat heimgefunden und streckt seine Beine unter einen Tisch, auf dem hartes Brot und schwarzgeräucherter Schinken stehen.

In der Stube ist es halbdunkel. Keiner rührt sich. Henningsen erzählt von Chile, von seinem Kompanieführer und von der Frau, die am Sonntagmorgen deutsche Lieder spielte. Zuerst hat Henningsen sich dazu gestreut, bald aber hat er sich die Ohren zugehalten und später, wenn die ersten Saiten anschlagen und die Töne durch das leichtgebaute Haus klingen, ist er lange Wege gegangen. Ist in die ferne Stadt gefahren, und kam er spät heim und das Haus war still, so summten noch die Melodien in der Stube und verhallten nicht. Sieben Jahre hat er gearbeitet, doch wenn Feiertag werden wollte und er die Frau mit dem hellen Haar und den wasserblauen Augen traf, kam die Unrast über ihn, und seine Süße brachten ihn weit fort. Eines Tages hat er sich vor seinem Herrn aufgebaut und wollte mit ruhigen, erklärenden Worten kündigen, doch als er den Mund aufgetan hat, ist's aus ihm herausgebrochen: „Ich halt's nicht mehr aus!“ Sein Herr ist ihm Kamerad geworden, hat ihn beruhigen wollen, doch Henningsen ist steif geblieben und hat wieder gesagt: „Ich muß hier fort.“ Er hat sein Geld bekommen und ist wie ein Pennbruder weitergezogen — immer weiter — bis nach Westpatagonien. Dort hat er als Arbeiter im Wegebau geschafft. Etliche Monate. Dann ist er an der Westküste weitergetippelt in die Steppen hinein. Auf einer englischen Schaffarm hat er gearbeitet und dort einen pommerschen Katensohn kennengelernt. Durch anhaltenden Schneefall war ein großes Sterben über die Schafe gekommen, und dem Engländer wurde durch den Verlust das Geld knapp. Unter den entlassenen Arbeitern waren der Pommern und Henningsen. Das Ersparte reichte für die Überfahrt; man mußte endlich sehen, was in Deutschland los war. —

Henningsen hat den Kopf in beide Hände gestützt und sitzt da wie einst in der oberschlesischen Dachstube.

Zögernd, als gäbe er ein Geheimnis preis, meint er:

„Die, die dort drüben, überm Wasser, deutsch reden, sind mehr wert, als wir alle. — Ich taugte nicht dafür.“

„Es mußte wohl so sein.“

Mehr sagt Wilhelm nicht und sieht nach seiner Frau, die zusammengefunken in der Ofenecke sitzt.

Draußen zieht die Nacht heraus. Ferne Sterne leuchten. Durch

die knospenbraunen Baumkronen geht der Wind so leise, als wiege die Geige des Lehrers Kinder in den Schlaf.

Hinter hellen Fenstern arbeiten noch die Frauen. Lichte Kleider werden gewaschen oder geplättet. In den Kammern holen die Mägde ihre beste weiße Wäsche aus der Kommode und putzen die Tanzschuhe. Auf den Dielen liegen zusammengefaltet neue Sahnen, die morgen zum ersten Male wehen sollen. Allmählich erlischt Licht um Licht, und dann brennt nur noch bei Sötmell eine Lampe. Viele Arbeit hat er heute gehabt. Das Rasiermesser und die Haarmaschine haben keine Ruhe gehabt. Nun sitzt er mit gekreuzten Beinen auf dem Tisch, putzt die verstaubte Klarinette, spitzt den Mund und spielt. Wenn die eingeroostete Melodie gut klingt, funkeln seine listigen kleinen Augen vor Freude. Morgen ist Tanz. Das ganze Dorf wird dabei sein, und dem Krugwirt soll ein neues Türschild „Friedenseiche“ geschenkt werden. Sötmell weiß es genau und gibt sich Mühe, bis morgen abend zu schweigen. Er will sich beherrschen. Jawohl. Es sollte jetzt anders kommen im Dorf, und bei ihm auch. An dem großen Tor des Spritzenhauses sind die vielen bunten Plakate abgefrakt worden, und die häßliche rote Schrift an den Scheunenwänden ist weiß übertüncht. Sötmell fallen die Augen zu. Gähnend sucht er sein Bett auf.

Das Dorf schläft, es schlafen die Städte. Männer haben Ruhe gefunden. Die Nächte der Messer sind vorbei.

Irgendwo mag wohl noch eine alte Kranzbinderin Girlanden flechten und Blumen binden für den Sieg.

— Deutschland. —

Frühling zieht ein.

Im fahlen Dämmern verhallt der Schrei des letzten Totenvogels. Das erste Frühlicht bricht durch die Wolken von Osten her und grüßt den Tag.

— Potsdam. —

Alte Fahnen raunen. Ihre silbernen Schafringe sind Ruhm und Zeugen jener Soldaten, die mit den Feldzeichen stürmend fielen. — Treu wie schirmende Soldatenhände aller Geschlechter hält die Fahne von Anno 1626 die Wacht über dem Zinnfarg.

Dom Turme klingt das Glodenspiel. Preußisch einfach. Stedschritt alter Gardes versinkt. Aus welken Kränzen, modernden Kreuzen wird Auferstehung.

Ein neues Reich tut vor der Königsgruft, unter Salutschüssen der Kanonen und dem Flattern des neuen Banners, den ersten Atemzug.

Greise neigen ihr Haupt. Mütter beten.

Das Volk trägt sein Herz in offenen Händen.

Ein Tambourstod stößt hoch. Die Schlegel spielen. Das Kalbfell bröhnt. Soldaten präsentieren, Soldaten marschieren, vor Marschall und Kanzler.

Sanfaten schmettern. Die Jungen kommen. Ihre Schultern sind schmal, doch sie kennen die Last. Schwarz ist die Fahne, weiß die Rune.

Noch einmal bröhnt eine Trommel mit Feuerflammen auf weißem Grund, und der sie schlägt, ist erst elf Jahre alt und schon ein Soldat.

Die Reveille des Dritten Reiches verklingt über Deutschland, über seine Grenzen. Die Welt horcht.

In einem Dorf aber flattert eine alte, zerschlossene Fahne, und der sie am Mast hochzog, tat nur seine Pflicht wie Lüdecke und wie all die anderen. Weiter nichts.

